Zeitschrift: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern

Band: 87 (2011)

Artikel: "Die Behörde beschliesst" - zum Wohl des Kindes? : Fremdplatzierte Kinder im Kanton Bern 1912-1978

Autor: Leuenberger, Marco / Mani, Lea / Rudin, Simone / Seglias, Loretta

Kapitel: Interviewanalyse zu Bewältigungsstrategien

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1071011

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Interviewanalyse zu Bewältigungsstrategien

Lea Mani

Ausgangslage und Forschungsfrage

Von April 2005 bis März 2008 wurden im Rahmen des Projekts des Schweizerischen Nationalfonds «Verdingkinder, Schwabengänger, Spazzacamini und andere Formen der Fremdplatzierung und Kinderarbeit in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert» schweizweit ungefähr 230 lebensgeschichtliche Gespräche mit Betroffenen geführt, fünf davon als Videointerviews. Ziel dieses Projekts war eine reine Datenerhebung und Materialsicherung. Es entstand ein reicher Quellenfundus, dem weitere 49 Interviews, die Marco Leuenberger 1989 für seine Lizenziatsarbeit führte, hinzugefügt wurden. Dieser grosse Bestand an Material bildet eine wertvolle Grundlage für zahlreiche Anschlussforschungen, so auch für die hier vorliegende Interviewanalyse im Bereich der Bewältigungsforschung.

Von den knapp 280 aufgezeichneten Gesprächen stehen für diese Auswertung insgesamt 74 Interviews von Personen mit Bürger-, Geburts- und Verdingort im Kanton Bern zur Verfügung. Methodisch gesehen handelt es sich dabei um narrative Interviews, bei denen die Befragten möglichst frei und ohne Zwischenfragen der Interviewer ihre Lebensgeschichte erzählen. Die Interviews begannen in diesem Sinn alle mit der Frage nach den Umständen, die zur Verdingung[443] geführt haben, beziehungsweise mit der Aufforderung, darüber zu erzählen.[444] In der Regel folgte auf diese Einstiegsfrage eine längere erzählerische Sequenz. Im Hinter-

grund stand keine spezifische Fragestellung, wodurch die Antworten beziehungsweise die Erzählungen weitestgehend der Schwerpunktsetzung der Betroffenen folgten.[445] Dadurch drängt sich in erster Linie eine qualitative Auswertung dieser biografischen Interviews auf, die für die Analyse eines wenig standardisierten, betont offenen Interviews besonders geeignet ist. Ein nichtstandardisiertes Vorgehen eröffnet vielfältige Möglichkeiten, sich dem Erleben der Betroffenen offen und individuell zu nähern. Durch eine qualitative Analyse treten die subjektiven Bewertungen und Relevanzen besonders deutlich zutage. Es werden jene Erfahrungen erinnert, «die der einzelne für wert hält»,[446] und entlang dieser markanten Erfahrungen strukturiert der Erzähler seine Lebensgeschichte. Dadurch, dass die Einstiegsfrage auf die Umstände der Verdingung fokussiert, sind die Weichen dafür gestellt, dass die Betroffenen die relevanten Ereignisse und Erlebnisse erzählen, welche zur Fremdplatzierung geführt haben, anschliessend über die Verdingzeit selbst und von den beruflichen, privaten und emotionalen Folgen ihrer Kindheit bis zum Erzählzeitpunkt – also teils bis ins hohe Alter – berichten.

Aufgrund der Methode des narrativen Interviews sind die Gespräche nur schwer vergleichbar und eignen sich deshalb besonders für ein einzelfallorientiertes Vorgehen. Der grosse Aufwand, der mit einer qualitativen Auswertung verbunden ist, hat zur Folge, dass nicht alle Interviews zur Analyse beigezogen werden können. Deshalb wurden für diesen Bericht, nach der mehrmaligen Durchsicht aller Interviews, zwölf nach thematischen – nicht geografischen – Kriterien ausgewählt. Die Stichprobe beschränkt sich folglich nicht auf die Gemeinden Sumiswald und Lützelflüh. Die Auswahl erfolgte nach dem Kriterium, Interviews mit möglichst unterschiedlichen Perspektiven auf einzelne thematische Schwerpunkte einander gegenüberstellen zu können, um so Spannbreiten von Auswirkungen der Fremdplatzierung in einzelnen Bereichen ausleuchten zu können.

Selbst wenn alle Interviews beigezogen würden, entstünde kein vollständigeres Abbild der Lebensläufe. Denn auch wenn alle 74 oder gar 280 Interviews analysiert werden könnten, gilt es grundsätzlich zu berücksichtigen, dass es sich um eine stark verzerrte Stichprobe handelt, da sich alle interviewten Personen freiwillig und eigenständig für die Teilnahme an der Studie meldeten. Es ist deshalb davon auszugehen, dass die Teilnehmenden gesprächsbereit, mitteilsam und bei einigermassen guter physischer und psychischer Gesundheit sind. Dadurch fehlen Lebensgeschichten von Personen, die sehr zurückgezogen leben, ihre Geschichte nicht erzählen können oder wollen, deren Gesundheitszustand

dies nicht zulässt oder die gar nicht vom Aufruf im Schweizer Fernsehen erfahren haben. Zudem kann mit den Interviews nur die letzte Phase des Pflegekinderwesens beleuchtet werden, da von früher Betroffenen keine persönlichen Zeugnisse vorhanden sind, welche sich mit der Fremdplatzierungspraxis der Zeit vor 1920 in Beziehung setzen liessen. Es kann also nur ein begrenzter Ausschnitt gezeigt werden. Auch wenn eine Gesamtübersicht nicht möglich ist, wird auf den folgenden Seiten versucht, ein differenziertes Bild über das (Er-)Leben der Betroffenen zu zeichnen.

Die Ausgangsfragestellung für die Analyse dieser Interviews beinhaltet die Absicht, Faktoren für eine gelingende Bewältigung zu identifizieren. Um sich dieser Thematik anzunähern, wird in einem ersten Schritt das Trauma der Fremdplatzierung untersucht.

Das Wort Trauma hat seinen Ursprung im Griechischen und bedeutet «Wunde» oder «Verletzung», wird aber häufig gleichbedeutend mit «Extrembelastung» verwendet.[447] In der psychologischen Literatur werden verschiedene Traumaarten unterschieden, so gibt es kurz andauernde (z. B. Unfall) oder lang andauernde (z. B. Geiselhaft) Traumen, wichtig ist auch die Differenzierung zwischen von Menschen verursachten (z. B. Folter) und zufälligen Traumen (z. B. Naturkatastrophe). Die Fremdplatzierung ist in dieser Einteilung als lang andauerndes und von Menschen verschuldetes Trauma einzustufen. Ein lang andauerndes Trauma besteht nicht nur aus einem einzelnen Erlebnis, sondern ist gekennzeichnet «durch Serien verschiedener traumatischer Einzelereignisse».[448] Die lang andauernden Traumen, die zudem von Menschen verursacht wurden, werden bezüglich der chronischen psychischen Folgen zu den schlimmsten gezählt.[449]

Ausgehend von dieser Definition der Fremdplatzierung als lang andauerndes Trauma, wird in der Analyse unterschieden zwischen dem grundsätzlichen Trauma der Wegnahme der Betroffenen von ihren Eltern (Kap. «Bewertung der Fremdplatzierung») einerseits. Hier stehen die Fragen im Zentrum, wie die Trennung der Familie als auch der Umstand, bei Pflegeeltern untergebracht worden zu sein, bewertet wird. Die Bewertungen und Bedeutungszuschreibungen eines solchen einschneidenden Ereignisses stehen in einem engen Zusammenhang mit dem Bewältigungsvermögen. Andererseits wird in einem zweiten Schritt untersucht, welche Ereignisse während der Fremdplatzierung von den Betroffenen als traumatisierend erlebt worden sind (Kap. «Belastende Erlebnisse»). So können die gemeinsamen Aspekte der als Belastung erlebten Momente und Situationen herausgearbeitet werden, die – wie sich bei der Analyse gezeigt hat – einen wichtigen

Einfluss auf das Bewältigungsverhalten der Betroffenen haben. Durch die Gegenüberstellung der Einzelfälle sowie zahlreicher Zitate werden in diesen beiden Kapiteln die zentralen Aspekte aus der Sicht der Betroffenen geschildert und vor dem Hintergrund der zugrunde liegenden Fragestellung kommentiert.

In diesen beiden ersten Analyseschritten werden die traumatisierenden Momente einer Fremdplatzierung beleuchtet. In einem dritten Schritt (Kap. «Bewältigungsstrategien») werden die Auswirkungen dieser Traumatisierungen auf das Bewältigungsverhalten untersucht. In diesem Kapitel wird verstärkt eine Verknüpfung mit theoretischen Konzepten zum Thema Bewältigung und Identität gemacht. Die zentralen Ergebnisse werden im letzten Kapitel zusammengefasst und im Zusammenhang mit Resultaten anderer Studien zu Pflegekindern diskutiert (Kap. «Konklusion»).

Während des Forschungsprozesses zeigte sich immer deutlicher, dass die Weichen für eine gelingende Bewältigung schon während der Kindheit gestellt werden, weshalb der Schwerpunkt der Analyse auf die Gestaltungsmöglichkeiten der Verhältnisse während der Fremdplatzierung gelegt wurde.[450]

Bewertung der Fremdplatzierung

Nicht bei den leiblichen Eltern aufzuwachsen, ist dasjenige Erlebnis und das zentrale Trauma, welches alle Betroffenen durchgemacht haben, unabhängig davon, wie sie später ihre Kindheit und Behandlung bei den Pflegeeltern beurteilen. In diesem Kapitel geht es darum, zu beleuchten, wie die Betroffenen diesen Einschnitt in ihr Leben bewerten und sich selbst zu erklären versuchen. Wichtig sind in diesem Zusammenhang die Erinnerung an und die Einschätzung der Gründe, die zur Verdingung führten, sowie der damaligen allgemeinen Lebensumstände. Die Klärung der Warum-Fragen beschäftigt die Betroffenen in hohem Mass, was besonders daran liegt, dass die meisten von ihnen kein gesichertes Wissen über die damaligen Abläufe und Entscheidungsprozesse haben, die zur Fremdplatzierung führten. Hinsichtlich des Bewältigungsverlaufs interessiert hier die Frage, ob gewisse Arten der Ursachenerklärungen eine erfolgreiche Bewältigung tendenziell begünstigen oder behindern. Denn mit den Ursachenerklärungen gehen auch immer Sinnzuschreibungen und somit der Versuch einher, ein Lebensereignis sinnvoll und fassbar in die eigene Lebensgeschichte einzubinden.[451]

Auf die Einstiegsfrage nach den Umständen der Verdingung beginnen alle Erzählungen – bis auf die von Eliana D.[452] – ähnlich und beinhalten meist eine Beschreibung der Familienverhältnisse: Herkunft, Familienstand, Arbeitstätigkeit und wirtschaftliche Situation der Eltern sowie Angaben über die Anzahl Geschwister. Gleichen sich die Anfänge der Erzählungen auf den ersten Blick, so variieren sie dennoch in der Gewichtung der Faktoren, die schliesslich zur Fremdplatzierung geführt haben. Einige betonen besonders die allgemeine wirtschaftliche Lage und erklären ihre Verdingung dadurch, andere schildern eingehend die familiäre Situation.

In den folgenden Ausführungen werden zuerst die Lebensgeschichten von Hannes F., Regula S. und Ruedi N. einander gegenübergestellt. Ihnen ist gemeinsam, dass sie erstens noch einige eigene Erinnerungen an die Umstände der Fremdplatzierung haben und zweitens während der Verdingzeit mit ihren Eltern Kontakt hatten. Sie unterscheiden sich allerdings deutlich in der Gewichtung der Umstände ihrer Fremdplatzierung. In einem zweiten Schritt werden zu dieser ersten Gruppe Alois G. und Willi B. kontrastiert. Ihnen ist gemeinsam, dass sie durch den Tod der Mutter früh zu Halbwaisen wurden. Als dritter Punkt werden die Erzählungen von Ida N., Ruth S. und Eliana D. analysiert, um aufzuzeigen, wie Betroffene damit umgehen, wenn Erinnerungen an die eigene Familie fehlen. Durch diese Betrachtungen wird beleuchtet, wie die Betroffenen die Umstände ihrer Verdingung erlebt und verarbeitet haben und rückblickend mit ihrem weiteren Lebensverlauf in Verbindung bringen.

Zuerst also zu den drei Personen, die sich an ihre Zeit bei den leiblichen Eltern noch teilweise erinnern können und später noch Kontakt mit ihnen hatten. Begonnen wird mit der Darstellung von Hannes F., der seine Fremdplatzierung in erster Linie auf die Armut, die Krisen- und Kriegsjahre zurückführt.[453]

> *«Also, ich bin im 1933 geboren. Mein Vater war zweimal verheiratet. Ich bin also_ die erste Frau, die sei angeblich früh gestorben, und es waren da sechs Kinder. Im 1932 hat er sich das zweite Mal, eben mit meiner Mutter, verheiratet, und da waren dann vier Kinder. Ich bin der Älteste -- und ich bekam dann noch zwei Schwestern und einen Bruder. Es war natürlich damals in den Dreissigerjahren, da waren Krisenjahre und mein Vater hatte offenbar keinen richtigen Beruf. Und ich weiss, dass er Hausierer war, er hat mit Chacheli-Geschirr (Keramik-Geschirr), wenn Ihnen das etwas sagt_ also, mit Chacheli-Geschirr war er Hausierer. Er ging mit einer Hutte (Rückentraggestell) zu Fuss von Haus zu Haus. Und er ist ja schon lange gestorben. Er ist vor vielen Jahren gestorben. Er war*

natürlich auch schon ein älterer Mann damals. Er war 79. Ich möchte da noch sagen, das waren einfach schwierige Zeiten damals. Vier Kinder, er hatte keinen ordentlichen Beruf und wahrscheinlich keine Arbeit. Ich kann ja das nicht sagen.»[454]

Hier ist noch offen, ob Hannes F. die Gründe für seine Verdingung eher in der familiären Situation sucht oder in der allgemeinen Wirtschaftslage. Dass er neben drei Geschwistern auch noch sechs Halbgeschwister hatte, könnte eine Fixierung auf die familiäre Situation begünstigen. Im weiteren Verlauf des Interviews zeigt sich aber deutlich, dass er weder wütend auf seinen Vater war, weil dieser bis ins

Hannes F.

Hannes F. wurde 1933 geboren. Er ist der älteste Sohn aus der zweiten Ehe seines Vaters. Nach ihm gingen noch zwei Mädchen und ein Junge aus dieser Verbindung hervor. Aus erster Ehe hat er sechs ältere Halbgeschwister. Sein Vater war Hausierer und hatte damit keinen «ordentlichen Beruf», ausserdem waren es die Krisenjahre, und Hannes F. betont, dass dies schwierige Jahre gewesen seien, und bezieht sich damit auf die wirtschaftliche Situation. Die Fremdplatzierung führt er hauptsächlich auf die finanziellen Umstände zurück. Als er drei Jahre alt war, wurde er von seinen Pflegeeltern abgeholt. Seine Pflegemutter hatte bereits erwachsene Kinder. Der eine Sohn heiratete bald nach seiner Ankunft, und Hannes F. wuchs mit einem etwas grösseren Altersvorsprung mit dessen Kindern auf. Auf dem kleinen Bauernhof musste er viel helfen, jedoch gab es auch immer wieder Zeiten, in denen es nicht genug zu tun gab, da musste er zusätzlich bei anderen Bauern aushelfen gehen.

Die Schule konnte Hannes F. regelmässig besuchen, allerdings durfte er nicht in die Sekundarschule, weil seine Arbeitskraft auf dem Hof gebraucht wurde. So absolvierte er neun Jahre Primarschule. Kurz vor der Konfirmation ging er mit dem Beistand, den er vorher auf dem Hof nie gesehen hatte, aber als «gäbigen» (angenehmen) Mann bezeichnet, neue Kleider kaufen. Gleich nach der Konfirmation begann er eine Lehre. Diese schloss er nach einigen Problemen mit dem Lehrmeister in einem anderen Betrieb ab. Nach dem Besuch der Rekrutenschule bestand er die Aufnahmeprüfung für die Polizeischule und arbeitete bis zur Pensionierung als Beamte in verschiedenen Funktionen. Er hat in den 1960er-Jahren geheiratet, und zusammen mit seiner Frau bekam er drei Söhne, welche alle erfolgreich einen Beruf erlernten. Sie pflegen untereinander einen guten Kontakt.

hohe Alter so viele Kinder gezeugt hatte, noch sich in irgendeiner Weise vernachlässigt fühlte. An die Besuche der Eltern erinnert er sich, ohne diese zu bewerten, er berichtet hingegen, dass er vom Vater manchmal ein kleines Geschenk erhalten hatte. Hannes F. betont im Interview, dass es damals andere Zeiten waren, die Leute waren arm. Als die Interviewerin im Nachfrageteil nochmals explizit nach dem Verdinggrund fragt, antwortet Hannes F. deutlich und bestimmt: «Also finanziell, finanziell. Es war halt wirklich einfach Krisenzeit. Es war Krisenzeit. In den Dreissigerjahren. Krisenzeit und Kriegszeit.»[455]

Hannes F. wurde mit drei Jahren von den Behörden bei einer Pflegefamilie platziert. Er ordnet diesen Vorgang, wie erwähnt, in die allgemeine Wirtschaftslage und Krisenzeit ein. Die grosse Kinderschar seines Vaters spielt dabei keine direkte Rolle, nur indirekt, insofern als das Einkommen des Vaters als Hausierer nicht ausreichte. Daraus macht er ihm allerdings keinen Vorwurf, sondern er führt dies auf die schwierigen Zeiten zurück.

Hannes F. sieht in seiner Fremdplatzierung kein individuelles Unglück, sondern eher die Folgen schwieriger gesellschaftlicher Lebensumstände während seiner Jugendjahre. Für Hannes F. ist die Fremdplatzierung nicht das zentrale Thema. Seine Lebensgeschichte ist vielmehr davon geprägt, wie sich die Zeiten gewandelt haben: Er erzählt darüber, wie es früher war betreffend Wohnsituation, Hygiene, Essen und Kleidung. Diese Themen gliedern seine Erzählung und charakterisieren eher die gesellschaftlichen Veränderungen, die nach dem Krieg und der Krise eintraten, was wiederum darauf hindeutet, dass für ihn die allgemeinen Lebensumstände für die Beurteilung seines Lebens wichtiger waren als die Fremdplatzierung im Speziellen.

Die Auffassung der Verdingung als Zeitphänomen, welches aus Armut, Krieg und Krise hervorging, entlastete Hannes F. davon, seine Lebensgeschichte als persönlichen Schicksalsschlag zu bewerten. Diese Einordnung hat zur Folge, dass Hannes F. sein weiteres Leben nicht ständig in Bezug zur Verdingung setzt. Auch resultieren aus seiner Sicht der Umstände keine negativen Folgen für sein Selbstbild. Er sieht sich selbst weder als verstossene noch als minderwertige Person. Auch das Verhältnis zu seinen leiblichen Eltern wird durch die Erklärung über gesellschaftliche Bedingungen nicht belastet.

Welche Folgen eine andere Bewertung der Umstände der Verdingung haben kann, zeigt sich in der Lebensgeschichte von Regula S.

«Mhm, mhm – (holt Luft). Ja, meine Eltern sind beide auch Verdingkinder gewesen, beide unehelich, und haben sich auf einem Bauernhof kennengelernt als Magd und Knecht. --- Und wegen mir mussten sie dann heiraten ---- und ich habe innert drei Jahre nachher vier Geschwister gehabt, weil meine Mutter einmal Zwillinge geboren hat. Also als ich drei war, waren wir schon fünf Kinder. --- Und dann haben wir in einem Bauernstöckli gewohnt, -- zwei Stübeli (kleine Wohnzimmer) hatte es, ganz klein, einen Steinboden in der Küche, das Wasser draussen. Der Vater hat bei den Bauern geholfen, - und als wir natürlich fünf waren, fünf Kinder, hat es nicht mehr gereicht für alle.»[456]

Regula S.' Lebensgeschichte beginnt mit der Herkunft und Kindheit der Eltern, mit den Umständen ihrer Zeugung und der Heirat ihrer Eltern. Regula S. betont, dass sie alle gemeinsam in einer kleinen Wohnung hausten und dass der Vater als Knecht bei einem Bauern nicht genug verdiente, um fünf Kinder zu ernähren. Sie führt im Interview aus, wie der Vater sich immer wieder für eine neue Stelle umsehen musste, an der er mehr verdiente, und wie sie gleichzeitig immer wieder die Wohnung wechselten, wo sie entweder mehr Platz hatten oder weniger dafür bezahlen mussten. Das Geld reichte dennoch nicht für alle Familienmitglieder, und sie musste mit Schulantritt tagsüber zu einem Bauern arbeiten gehen. Sie sagt selbst, dass sie sehr arm waren und an Hunger litten:

«Wenn ich davon rede, dass wir Hunger hatten, dann heisst das, dass wir viel, jedenfalls so lange ich noch nicht fremdplatziert war, Chüngelihaberflocke (Haferflocken für Kaninchen) gegessen haben, wir haben Söihärdöpfel (Schweinekartoffeln) gegessen, wir gingen auf Bauernhöfe betteln. – Wir hatten wirklich -- Hunger. ----.»[457]

Sie sieht zwar den Zusammenhang zwischen ihrer Platzierung und der Armut in der Familie und betont, wie fest der Vater versucht habe, eine gute Stelle und genug Geld zu bekommen. Dadurch entlastet sie ihn von jeder Schuld an ihrer Situation. Jedoch kann sie ihr Leben lang nicht damit umgehen, dass ihre Mutter sie auf einen anderen Hof zur Arbeit schickte. Als sie dann in die vierte Klasse kam, musste sie plötzlich nicht mehr zu diesem Bauern, sie freute sich schon, dass sie nun ganz nach Hause zurück dürfe, aber dem war nicht so: «Und dann hat aber das Müeti (die Mutter) gesagt, nein, ich kann nicht daheim sein, es müsse einfach

Regula S.

Die Eltern von Regula S. lernten sich auf einem Hof kennen, wo sie als Magd und Knecht arbeiteten. Regula S. ist ihr erstes Kind, geboren 1946, und der Grund, warum geheiratet wurde. Als Regula S. ihren dritten Geburtstag feierte, waren nach ihr bereits vier weitere Kinder geboren, einmal Zwillingsschwestern. Obwohl der Vater verschiedene Stellen annahm, reichte das Geld nicht für alle Kinder. Als Regula S. in die erste Klasse ging, musste sie neben der Schule und in den Ferien auf einem Bauernhof helfen, durfte aber nachts zu Hause schlafen. Als sie in die vierte Klasse kam, sagte man ihr, dass sie nicht mehr zu diesem Bauern müsse. Sie dachte, dass sie ganz nach Hause zurück dürfe, aber das war nicht der Fall, sie musste in eine etwas weiter entfernte Gärtnerei arbeiten gehen. Sie schlief unter der Woche bei der Jätfrau, die auch in der Gärtnerei arbeitete. Als ihre Pflegeeltern bezeichnet sie allerdings das Ehepaar, welches die Gärtnerei führte. Sie war dort nie glücklich. Am schlimmsten war für sie, dass sie vom Pflegevater sexuell missbraucht wurde und es niemandem zu sagen wagte, weil er im Dorf sehr angesehen war und man ihr kaum Glauben geschenkt hätte.

Nach der Schule ging sie für ein Jahr ins Welschland, als sie zurückkam, machte sie die Lehre in einer Gärtnerei. Während der Ausbildung wohnte sie wieder bei ihren Eltern zu Hause. Gleich nach der Ausbildung heiratete sie einen gleichaltrigen Mann und wurde bald darauf schwanger. Sie gebar eine Tochter und vier Jahre später einen Sohn. Die Ehe verlief jedoch nicht glücklich. Der Mann war alkoholabhängig, und Regula S. machte schwere depressive Phasen durch, begleitet von Angstzuständen. Nach einem Selbstmordversuch liess sie sich von ihrem Mann scheiden und zog die Kinder allein auf. Sie brachte ihre Familie mehr schlecht als recht über die Runden. Sie verbrachte viele schwierige Jahre, weil sie weiterhin an Depressionen und Angstzuständen litt. Sie begann eine Psychotherapie, welche sie etwa 20 Jahre lang fortsetzte. Zum Abschluss hat sie ihr Leben aufgeschrieben, und es liegt als Buchskript vor. Damit hat sie endlich das Gefühl, dass sie mit ihrer Kindheit abschliessen konnte und das damals Erlebte jetzt zur Seite legen kann. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie seit einigen Jahren wieder verheiratet und lebt mit ihrem zweiten Mann in einem kleinen Haus.

eines weg, es reiche nicht.»[458] Regula S. musste ab dann in einer Gärtnerei arbeiten bis in die neunte Klasse. Wieder organisierte ihre Mutter den Arbeitsplatz, die Vermittlung lief nicht über Behörden, sondern wurde von der Mutter in die Wege geleitet. Von der Mutter fühlte sie sich nun gänzlich verstossen, vom Vater hätte sie sich gewünscht, er würde sich für sie einsetzen.

> *«Das Ganze noch viel schwieriger gemacht hat, dass mein Vater, das war ganz, ganz ein guter, arbeitsamer, lieber Mann, ganz ein Feinfühliger, -- aber der hat einfach, ich habe das Gefühl, der hätte das nicht gewollt, dass ich weg musste. Das hat immer das Müeti (Mutter) eingefädelt --- und aber er konnte nichts machen, es hat mich manchmal gedünkt: ‹Mein Gott, sag doch etwas oder tu doch etwas!› Aber er hat, ich habe das Gefühl, auch wenn er noch gewollt hätte, er wäre gegen das Müeti nicht durchgekommen. Das Müeti war sehr, gegen aussen sehr eine harte Person. Und ich habe das Gefühl, sie musste wohl so sein, sonst hätte sie das ja auch nicht ertragen -- dass, dass ich da weg war und dass sie wusste, es geht mir nicht gut. - Das hätte sie sicher nicht ertragen, - wenn sie nicht so hart gewesen wäre.»*[459]

Sie fühlte sich von ihrer Mutter ausgestossen. Zusätzlich verschlimmert wurde die Situation dadurch, dass sie von ihrem Pflegevater, dem Gärtner, sexuell missbraucht wurde und an einem Wochenende bei ihren leiblichen Eltern zwar nicht konkret darüber sprechen konnte, aber der Mutter mitteilte, dass sie lieber sterben würde, als wieder dorthin zu gehen. Die Mutter antwortete ihr darauf, dass sie keine Wahl hätte. Diese Szene hat Regula S. das ganze Leben lang beschäftigt. Sie hat wegen des sexuellen Missbrauchs durch ihren Pflegevater und des gestörten Verhältnisses zu ihrer Mutter über viele Jahre hinweg eine Psychotherapie besucht, in der sie auch manchmal auf ein Kissen einschlagen durfte und so symbolisch ihr «Müeti zu Tode schlagen»[460] konnte.

Klaus Wolf weist in seiner qualitativen Studie über Heimerziehung[461] auf seine Beobachtung hin, dass Kinder besonders darunter leiden, wenn sie sich von der leiblichen Mutter nicht geliebt fühlen. Er führt dies auf die kulturelle Erwartungshaltung bezüglich Mutterliebe zurück, welche die Annahme beinhaltet, der Schutz durch die Mutter und die Liebe zu ihren Kindern sei ein angeborenes und natürlich starkes Gefühl. Die Verletzung und Enttäuschung dieser Erwartung wird von den Kindern als «besonders diskreditierend»[462] erlebt.

In Regula S.' Lebensgeschichte spielt die Auseinandersetzung mit ihrer Mutter eine dominante Rolle. Sie, die als Einzige der Geschwister von der Mutter weg-

gegeben wurde, kann ihre Fremdplatzierung nicht durch die Armut erklären, sondern sieht darin in erster Linie eine Zurückweisung ihrer Person durch die Mutter. Dass die Erwartungen von Regula S. bezüglich Liebe und Schutz durch die Mutter aufs Schlimmste enttäuscht worden sind, zeigt sich sowohl im Zitat, in dem die Mutter als harte Person bezeichnet wird, wie auch in der geschilderten Szene, als Regula S. ihrer Mutter zu vermitteln versucht, dass sie auf keinen Fall zurück in die Gärtnerei möchte, und dabei auf taube Ohren stösst. Regula S. hadert mit dem Verhalten ihrer Mutter und erläutert später, sie «war alles andere als eine mütterliche Person. Gar nicht, nein.»[463] Regula S. versteht die Verdingung als persönliche Zurückweisung, was sich stark auf ihr Selbstwertgefühl auswirkt und sie über Jahrzehnte hinweg beschäftigt. Es gelingt Regula S. nicht, die Fremdplatzierung als abgeschlossenes negatives Lebensereignis zu betrachten, da ihre subjektive Sinnzuschreibung mit einer negativen Wertigkeit belegt ist, die «zu einem Indikator für ein grundlegendes persönliches Problem»[464] wird. Zudem wird die Beziehung zur Mutter stark belastet.

Die Fremdplatzierung durch die Mutter beschäftigte Regula S. ihr ganzes Leben lang. Dass aber die Fremdplatzierung durch die eigenen Eltern nicht grundsätzlich nur negativ zu bewerten ist, sieht man in der biografischen Erzählung von Ruedi N. Er antwortet folgendermassen auf die Frage nach den Umständen der Verdingung:

> *«Ja, einfach die Armut. Die Armut vom Vater. Oder. Er konnte einfach nicht alle durchbringen. Und wenn wieder ein Bauer zu ihm kam und sagte: ‹Du Paul, hättest du mir vielleicht einen Käsereibuben?›, dann hat er halt, wenn einer da war, ja gesagt. Und dann kam man zu denen. Und meistens hat er dann nicht gross geschaut, wie man es hatte. Er war einfach froh, dass wir an einem Ort versorgt waren. Und, eh__ Dass er nicht__ Dass er nachkommen konnte (sorgen konnte). Das war so der Grund.»*[465]

Er und seine Geschwister wurden nach und nach vom Vater weggegeben, was Ruedi N. mit der Armut erklärt. In seiner Erzählung kommen also beide Elemente vor, die Platzierung durch einen Elternteil und die Armut als Verdinggrund. Im Interview sind da und dort Stellen zu finden, in denen Ruedi N. ausführt, dass er es dem Vater übel nahm, dass er sich wenig um die Kinder gesorgt hatte: «Das habe ich ihm lange, eh, schwer genommen.»[466] Er war bei sehr geizigen Pflegeeltern untergebracht, die ihm immer wieder zu spüren gaben, dass sie ihn als

Ruedi N.

Ruedi N. wurde 1929 als achtes von neun Kindern geboren. Die Armut zu Hause war gross, sodass der Vater froh war, wenn er eines der Kinder irgendwo anders unterbringen konnte. Bevor Ruedi N. mit 13 zu einer Täuferfamilie arbeiten gehen musste, war er im Sommer oft als Hüterbube tätig. Bei der Täuferfamilie musste er zwar viel arbeiten, wurde aber nicht geprügelt oder geplagt. Er sagt von sich, dass er wohl nicht der Brävste gewesen sei und deshalb nach zwei Jahren wieder nach Hause geschickt wurde. Danach kam er durch die Vermittlung eines Bekannten zu einem Kleinbauern, wo er ein Jahr lang blieb. Die Familie bezeichnet er als besonders geizig, worunter er sehr zu leiden hatte, da vor allem auch beim Essen für ihn gespart wurde, sodass er da und dort Äpfel oder Butter stahl. Sie liessen ihn auch nicht immer in die Schule, er musste oft zum Arbeiten auf dem Hof bleiben. Eines Nachts brannte dort das Haus ab, und er wurde von vielen dafür verantwortlich gemacht. Damals wurden ihm alle früheren Vergehen vorgehalten, um seine Schuld zu untermauern, so die gestohlenen Äpfel oder die Skier, die er kaputt gemacht hatte. Alle schienen sich gegen ihn verschworen zu haben. Unter diesen Vorwürfen litt er sein Leben lang. Nach dem Brand kehrte er nach Hause zurück.

Nach der Konfirmation hat er hart gearbeitet, um Geld zu sparen, und hat gleichzeitig in einer Handelsschule etwas vom verpassten Wissen nachgeholt. Mit seinen Ersparnissen und dank der Unterstützung seiner Gotte konnte er eine Lehre machen, später hat er das Meisterdiplom gemacht. Er hat aber aufgehört, weil ihm der Neid, der ihm von anderen Leuten entgegenschlug, schwer zu schaffen machte. So arbeitete er danach als Sigrist. Jedoch hatte er auch dort Probleme, sich durchzusetzen, blieb allerdings bis zu seiner Pensionierung.

Ruedi N. ist verheiratet und hat sechs Kinder. Er sagt von sich, dass er wohl immer etwas zu streng zu seinen Kindern gewesen sei, aber seine Frau hätte das ausgeglichen.

minderwertigen Menschen betrachteten. Dennoch hielt er es grundsätzlich für einen Vorteil, von den Eltern verdingt worden zu sein. Erstens hatte man überhaupt noch Eltern, und zweitens konnte man so wieder nach Hause, wenn es am Verdingort gar nicht auszuhalten war:

> *«Ich hatte nicht so eine richtige Verdingknabenzeit wie viele, die ja dann wirklich Waisenkinder waren. Die dann niemanden__ Ich hatte die Eltern noch immer. Man konnte nach Hause. Wenn es nicht ging, konnte man wieder nach Hause. Und das war der Fall.»*[467]

An anderen Stellen bezeichnet er sich gar als «frei»,[468] da er keiner Behörde unterstand und in Absprache mit den Eltern den Platz wechseln konnte. Es kann vermutet werden, dass er sich in dieser Situation weniger ohnmächtig und ausgeliefert fühlte, als wenn er einer Behörde unterstellt gewesen wäre, bei welcher er kein Mitspracherecht besessen hätte. Im Unterschied zu Regula S. wurden er und alle seine Geschwister weggegeben, wodurch sich erklären lässt, weshalb bei ihm das Gefühl des Verstossenwerdens nicht auftaucht.

Betrachtet man nun bei diesen drei Fällen die Auswirkungen der Umstände der Fremdplatzierung auf die Beziehung zu den Eltern, so wird ersichtlich, dass es einzig Hannes F. gelingt, die Beziehung zu den Eltern gänzlich zu entlasten, und zwar durch die Einschätzung der allgemeinen wirtschaftlichen Umstände als Verdinggrund. Bei Regula S. klappt dies nicht, obwohl sie sich der Armut der Familie bewusst ist. Allerdings wird sie als Einzige der Geschwister fremdplatziert, was sich negativ auf ihr Selbstwertgefühl auswirkt und die Erklärung durch strukturelle Gegebenheiten erschwert. Ruedi N. steht für eine ambivalente Bewertung der Verdingumstände. Einerseits begründet er die Verdingung durch die Armut und zeigt Verständnis für die Fremdplatzierung durch den Vater, die er ja teilweise als Vorteil auffasst, andererseits beklagt er die mangelnde Sorge des Vaters, was die Beziehung zu ihm zeitweise erschwert.

Im Vergleich der drei Fälle wird deutlich, dass nicht nur die Umstände der Fremdplatzierung allein entscheiden, wie die Verdingung bewertet wird, sondern auch die Qualität des Pflegeplatzes die Bewertung der Umstände rückwirkend beeinflusst. So hat Hannes F. einen guten Pflegeplatz erhalten, der ihn annehmen lässt, dass er es wohl zu Hause schlechter gehabt hätte. Bei Regula S. zeigt sich, dass sie aufgrund der schlechten Erlebnisse an ihrem Pflegeplatz, insbesondere wegen des sexuellen Missbrauchs, noch mehr am Umstand zu leiden hat, dass sie von ihrer Mutter platziert wurde. Auch Ruedi N. beklagt sich erst in Anbetracht der erlebten Behandlung am Pflegeplatz über die Verdingung durch den Vater, der sich dann zu wenig um ihn gekümmert hat. Die Notwendigkeit der Fremdplatzierung wird allerdings nicht bezweifelt.

Die Fremdplatzierung erfolgte, objektiv betrachtet, in jedem Fall aus Armut und Not und wurde als Lösung eines Problems angesehen – des Problems der Vermehrung von Armut –, wie es zu damaligen Zeiten üblich war. Dennoch gewichten die Betroffenen die familiären und wirtschaftlichen Umstände unterschiedlich. Auch hängt die Bewertung der Platzierung mit der Qualität des Pflege-

verhältnisses zusammen. Die Bewertung der Umstände der Fremdplatzierung hat jeweils auch einen direkten Einfluss auf die Beziehung zu den Eltern und das Selbstwertgefühl der Kinder.

Zwei der ausgewerteten Fälle unterscheiden sich von den obigen beschriebenen Lebensgeschichten darin, dass bei den beiden Betroffenen die Mutter früh starb. Vergleicht man die Begründungen der Umstände der Verdingung, so liegt bei diesen beiden ganz klar der Fokus auf der familiären Situation.

Willi B. war fünf Jahre alt, als seine Mutter starb. Sein Vater war Alkoholiker und bereits während der Krankheit der Mutter viel abwesend und verschwand nach deren Tod für einige Jahre aus der Region und somit aus dem Leben von Willi B. Zuerst wurden er und seine Geschwister bei einem Patenonkel untergebracht, aber da konnte Willi B. nicht bleiben. Weil zu wenig Platz für alle da war, wurde er zum Arbeiten zu einem Bauern gebracht. Seine Unterbringung bei einem Bauern sieht er als Verkettung von Umständen:

> *«Und als sie starb, ist dann der Vater, ja -, einfach weg, und wir waren allein dort, bei Gotte und Götti (Patentante und Patenonkel) war ich. Meine Schwester hatte dieselben wie ich, und mein Bruder hatte seinen Götti. Und dann äh_ meine Gotte und Götti hatten meine Schwester, und ich war derjenige, der fort musste. Der Bruder konnte zu seinem Götti, und ich kam zu einem Bauern.»*[469]

Willi B. ist sich bewusst, dass es zu viel gewesen wäre, wenn der Patenonkel seine Schwester und ihn aufgenommen hätte. Die Umstände seiner Verdingung sind in seiner Erzählung nebensächlich, ihn beschäftigt hingegen vielmehr, dass er den Behörden ausgeliefert war, und er findet es nicht in Ordnung, dass sie nicht geschaut haben, sondern einfach froh waren, dass sie die Kinder los waren.

Auch Alois G., dessen Mutter ebenfalls früh gestorben ist, verliert über die Umstände seiner Verdingung nur wenige Worte. Er beginnt das Interview folgendermassen: «Eben, weil die Mutter nicht mehr zu Hause war, musste sich jemand um uns kümmern, Vater arbeitete und war fort.»[470] Darauf schliesst er nahtlos mit der Erzählung über die Arbeitsleistung an, die er bei der Pflegefamilie zu erbringen hatte, und kommt von allein nicht mehr auf das Thema zu sprechen. Erst als die Interviewerin nachfragt, gibt er Auskunft darüber, dass seine Mutter zuerst eine Zeit lang im Spital war und schliesslich an Krebs starb. Der Vater hätte so gut geschaut, wie es ginge, sei aber selten zu Hause gewesen, da er in einer Fabrik ausserhalb arbeitete.

Willi B.

Willi B. wurde 1932 geboren. Er hat einen jüngeren Bruder und eine um zwei Jahre ältere Schwester. Seine Mutter war krank, und der Vater war Alkoholiker und verbrachte wenig Zeit zu Hause. Zusammen mit seinem Bruder musste er den Vater immer wieder suchen gehen, damit er gelegentlich nach Hause kam. Die Schwester wohnte bereits bei Patentante und -onkel. Als dann die Mutter starb – Willi B. war gerade fünfeinhalb Jahre alt –, verschwand der Vater, und beide Brüder kamen ebenfalls zu ihren Paten. Willi B. hatte dieselben Paten wie seine Schwester, und weil sie schon bei ihnen wohnte, musste für ihn ein anderer Platz gefunden werden. Die Gemeinde platzierte ihn auf einem abgelegenen Bauernhof.

Dort musste er sehr viel arbeiten. Er bekam jeweils nur dann zu essen, wenn er das ihm aufgetragene Pensum erledigt hatte. Er litt oft an Hunger und fürchtete sich sehr vor den Drohungen der Pflegeeltern. Eines Abends verkroch er sich in einem Fass, wartete, bis die Pflegeeltern ihn auswärts zu suchen begannen, und lief dann davon. Er ging zu seinem Patenonkel, der für ihn nach seinem Vater suchte, woraufhin Willi B. zu seinem Vater zog. Der Vater hatte eine neue Frau und mit ihr zusammen vier Kinder. Willi B. fühlte sich dort als Aussenseiter, wohnte jedoch dort, arbeitete mal da, mal dort bei anderen Bauern und war im Sommer meist auf der Alp. Auf der Alp bei einem Gespräch mit einem Viehhändler und dem Gemeindepräsidenten äusserte er den Wunsch, nach der Schule wegzugehen. Der Gemeindepräsident war ihm dann dabei behilflich und besorgte ihm im Frühling darauf ein Bahnbillett. Einige Monate arbeitete er da und dort, bis er zu einem Handwerker kam, bei welchem er etwas später die Lehre machen konnte. Willi B. hätte nach der Pensionierung von seinem Lehrmeister das Geschäft übernehmen können, was er aber nicht wollte, stattdessen machte er sich selbständig.

Zwischenzeitlich heiratete er und wurde Vater von vier Kindern. Seine Frau erkrankte schwer und starb früh an Krebs. Zuerst lebte er eine Weile allein, doch er wünschte sich wieder Unterstützung und fiel auf eine Frau herein, die für ihn arbeiten wollte, wenn er sie heiratete. Er heiratete sie, sie half ihm aber nicht, sondern verschuldete sich. Er liess sich später von ihr scheiden, musste aber sein Haus verkaufen. Wegen dieser Frau hatte er auch weniger Kontakt zu seinen Kindern. Heute hat sich die Beziehung zu ihnen gebessert. Zum Zeitpunkt des Interviews wohnt er in einer kleinen Wohnung und hat wieder eine Freundin. Durchgehalten hat er sein ganzes Leben lang dank dem Glauben.

Alois G.

Alois G. wurde 1920 in eine kinderreiche Familie geboren. Als die Mutter an Krebs erkrankte und ins Krankenhaus musste, wurde Alois G. im Alter von neun Jahren von der Armenbehörde fremdplatziert.

Alois G. kam zu einer Familie, die den Zeugen Jehovas angehörte und im selben Dorf lebte. Dennoch wurde er von seinem Vater ferngehalten und durfte selten zu Besuch. Auch die Mutter sah er nie wieder, da diese das Krankenhaus nicht mehr verlassen konnte und nach langer Leidenszeit dort verstarb.

Bei der Pflegefamilie musste er sehr viel arbeiten, da sie zusätzlich zum Bauernhof einen Laden im Dorf führte, für welchen er viele Transporte übernehmen und saisonal Beeren oder Pilze sammeln gehen musste. Neben den langen Arbeitstagen wurde er oft auf Geheiss der Pflegemutter im Keller mit einer Rute oder einem Lederriemen verprügelt. Hinzu kam, dass er vom Knecht – er schlief zusammen mit ihm im Gaden – sexuell missbraucht wurde.

Nach der Verdingzeit arbeitete er an verschiedenen Stellen als Hilfsarbeiter. Dass er nicht in die Sekundarschule ging, machte ihm nichts aus, das schaffte sowieso nur ein Schüler pro Jahr, und eine Lehre konnte er auch nicht absolvieren, da man früher noch dafür bezahlen musste. Doch er betont, dass er ein geschickter Arbeiter war und dadurch oft jahrelang im selben Betrieb arbeiten konnte, weil man ihn überall gut einsetzten konnte.

Der erste Mensch, der wirklich zu ihm hielt, war seine Frau. Auch sie musste «unten durch», und so teilten sie gewisse Lebenserfahrungen. Die Hochzeit wurde beinahe von den Brüdern und dem Vater seiner Frau verhindert. Sie brach aber den Kontakt mit ihrer Familie ab, stand zu Alois G. und heiratete ihn. Zusammen haben sie vier Kinder. Zum Zeitpunkt des Interviews ist Alois G. verwitwet und liegt schwer krank im Spital.

Es wird deutlich, dass in diesen beiden Fällen die allgemeine wirtschaftliche Lage nicht zum Thema wird, weil die Fremdplatzierung aufgrund des Todes eines Elternteils erfolgte. Auch zweifeln beide die Richtigkeit dieses Entscheids nicht an, da es sich für beide aufdrängt, dass sich jemand um sie kümmern musste. Deshalb konzentrieren sich beide in ihrer biografischen Erzählung auch hauptsächlich auf die Darstellung der Erlebnisse während der Verdingzeit.

Im Vergleich aller bisherigen Beispiele zeigt sich, dass die Umstände der Verdingung weniger traumatisieren, je besser sie von den Betroffenen im Kontext der familiären und/oder gesellschaftlichen Bedingungen verstanden werden. Hannes F.

und Ruedi N. verstehen die Verdingung als Zeitphänomen, begründet durch die Armut, Willi B. und Alois G. als «logische» Folge des Todes der Mutter. Regula S. hingegen bringt kaum Verständnis für ihre Fremdplatzierung auf, sodass es für sie zu einem zentralen Thema in ihrer Biografie wird. Sowohl familieninterne wie familienexterne Begründungen können das Verständnis für die Situation erhöhen.

Auch Wolf stellt in seiner Studie über Kinder in Heimerziehung fest, dass die Art der Heimeinweisung als äusserst belastende Situation bewertet wird, deshalb «muss man ihnen diese Entscheidungen transparent machen und begründen und auch im Nachhinein um ihr Verständnis, wenn möglich um ihre Zustimmung werben».[471]

Betrachtet man die Umstände der Verdingung, so drängt sich die Frage auf, wie diejenigen Betroffenen damit umgehen, die sich nicht an ihre ersten Lebensjahre erinnern können. Ida N. wurde mit sechs Wochen zu einer Pflegefamilie gebracht. Ruth S. wurde mit eineinhalb Jahren in ein Kinderheim gebracht. Beide haben weder Erinnerungen an ihre Herkunft noch an die familiären und finanziellen Verhältnisse vor der Verdingung. Beiden ist auch gemeinsam, dass sie als junge Erwachsene den Kontakt zu ihren Müttern aufgenommen haben. Dieser Kontakt war aber in beiden Fällen sehr schwierig und konfliktbeladen. Sie erfuhren von ihren Müttern wenig bis nichts über ihre Herkunft.

Ruth S. beginnt die Einstiegserzählung mit einer relativ flüssigen Geschichte: *«Also, meine Mutter war alleinstehend und hat mich geboren in H. Und dann hat sie_ ist sie gegangen als Haushälterin in den H. und hat mich mitgenommen, und dann hat sie den Mann dort geheiratet und hat dann ein Kind von dem, also von dem Mann, bekommen, und das ist einfach damals ein bisschen eine Sünde gewesen, ein Kind zu haben ohne Ehe. Und sie hat mich - einfach versteckt. Und dann haben sie ein Stöckli (Haus) gehabt, und das haben sie verkauft an einen Pfarrer aus D. oder D., ich kann es nicht mehr genau sagen. Er schrieb dort ein Buch, er kam immer dort hinauf zum Schreiben, also damit er Ruhe hat. Und er hat immer ein Kind gehört, - das weint, und hat aber nur von einem Kind gewusst. Und dann sind die aufs Feld und das_ und ich habe anscheinend immer geweint. Und dann hat er das in die Wege geleitet. Und dann ist der_ ich weiss nicht, ist die Vormundschaft oder die Polizei gekommen, das weiss ich nicht, das kann ich nicht sagen, und haben mich dann ihr weggenommen. Und dann bin ich in ein Kinderheim gekommen.»*[472]

Ruth S.

Ruth S. wurde 1944 als uneheliches Kind geboren. Die Mutter fand wenig später eine Stelle als Haushälterin. Dort hat sie den Patron geheiratet. Ruth S. erzählt, dass sie damals von der Mutter versteckt gehalten wurde, aber durch besondere Umstände fand das ein Pfarrer, der das Stöckli (Alterssitz auf Bauernhof) während des Sommers mietete, heraus und benachrichtigte die Behörde. So kam es, dass sie von der Mutter weggenommen wurde, als sie etwa eineinhalbjährig war. Zuerst kam sie für kurze Zeit in ein Heim, von da aus wurde sie zu einer Pflegefamilie gebracht. Dort hatte sie es gut, die Familie hatte selbst drei Töchter. Bei einem Unfall beim Holzfällen kam der Pflegevater ums Leben, und so musste sie umplatziert werden, da die Pflegemutter nun allein für ihre drei Kinder sorgen musste. Sie kam übergangsweise in ein Kinderheim, bevor sie bei einer Mindersteigerung von einem Ehepaar ausgewählt und auf dessen abgelegenen Hof gebracht wurde. Sie bekam von Anfang an Schläge von der Pflegemutter, vom Pflegevater wurde sie sexuell missbraucht, musste stets hart arbeiten und erfuhr keinerlei Zuneigung.

Als die Verdingzeit zu Ende war, ging sie zuerst in das Haushaltungslehrjahr, danach arbeitete sie vorübergehend in einer Gärtnerei, bevor sie mit 18 in einem Spital zu arbeiten begann. Dort lernte sie ihren Mann kennen, den sie bald heiratete. Mit ihm zusammen bekam sie zwei Kinder. Sie hatte jedoch grosse Probleme mit ihrer Sexualität, konnte aber nicht darüber sprechen. Die Ehe wurde dann geschieden, was sie einerseits fast als Befreiung erlebte. Andererseits fiel sie deswegen beinahe in eine Depression und hatte grosse Angst, dass jemand ihr die Kinder wegnehmen würde. Sie arbeitet seit der Scheidung bis zum Zeitpunkt des Interviews in einem Geschäft, in welchem sie stellvertretend die Geschäftsführung übernommen hat. Dort verdiente sie genug, um die beiden Kinder gut durchzubringen.

Sie heiratete ein zweites Mal, und mit diesem Mann konnte sie von Anfang an besser über ihre Erlebnisse sprechen. Nun hat sie auch ihrem Frauenarzt von ihren Missbrauchserfahrungen erzählt, und er hat ihr vorgeschlagen, eine Therapie zu machen. Sie ist sich aber nicht sicher, ob man in ihrem Alter noch etwas ändern könne, aber sie würde es vielleicht doch noch versuchen wollen.

Auf den ersten Blick scheint die Geschichte plausibel zu sein. Ruth S. führt aus, dass sie ein uneheliches Kind war, welches von der Mutter versteckt und vernachlässigt wurde. Der erwähnte Pfarrer bemerkte die Situation und veranlasste die Wegnahme des Kindes, worauf sie zuerst in ein Kinderheim gebracht wurde. Später im Interview kommt es betreffend der Einstiegserzählung zu einer bedeutungsvollen Wende, als die Interviewerin nach Details der Umstände ihrer Verdingung fragt. Darauf folgt dieser Dialog:

«Wann sind Sie von Ihrer Mutter weggekommen? Wie alt waren Sie?
Anscheinend klein, als, als Bébé (Kleinkind).
Also, Sie mögen sich an gar nichts erinnern?
Nein, nein.
Das sind einfach Sachen, die man Ihnen erzählt hat?
Ja, also, - also etwas, das nicht gut gewesen ist.»[473]

Ruth S. hat sich aus Teilinformationen und Bruchstücken, die sie über andere in Erfahrung brachte, eine Einstiegserzählung zusammengefügt, die aber den Nachfragen der Interviewerin nicht standhält und von Ruth S. fallen gelassen wird. Die Reaktion von Ruth S. auf diese Wissenslücke mit der Konstruktion einer Einstiegserzählung geht mit ihrem ausgeprägten Wunsch einher, ihre Wurzeln zu kennen. Diese Suche nach ihren Wurzeln zieht sich vor allem in zwei Bereichen durch die ganze Erzählung. Einerseits, als sie ihre Mutter trifft und diese sich immer dann verschliesst und schweigsam wird, wenn Ruth S. sie nach ihrer Zeugung oder den Umständen ihrer Fremdplatzierung fragt. Ruth S. kann es darum auch gar nicht fassen, als ihre Mutter stirbt und sozusagen das Geheimnis über ihre Herkunft sprichwörtlich mit ins Grab nimmt:

«Ich habe einfach auch nachher zur ihr nicht so ein gutes Verhältnis gehabt. Ich bin auch_ als ich dann meine Kinder hatte, bin ich dann noch ein- bis zweimal zu ihr gegangen. Sie hat sich einfach total verschlossen. Und als sie gestorben ist, an jenem Tag, bevor sie gestorben ist, bin ich zu ihr ins Spital - und habe ihr gesagt, dass ich ihr das - verziehen habe, was sie mit mir gemacht hatte, weil, weil ich das auf einen Teil begreifen konnte, weil damals war das einfach anders als heute. Und - aber sie hat nicht mit mir geredet. Nichts. Sie hat nicht_ kein Wort hat sie zu mir gesagt. Das ist_ das war bitter für mich. Das_ das vergesse ich nicht. Das ist_. Und ich bin dann nach Hause zu meinem Mann nach S., zu den Eltern, er hat dort gewartet. Und - ja und ich bin dann - um die drei ist sie, ist sie dann etwa gestorben. Sie hat nichts mehr zu mir gesagt,

gar nichts ----- und - ja -- und da sind so viele Sachen passiert, muss ich das jetzt alles erzählen --- (halb lachend, immer leiser werdend)?»[474]

Andererseits hat sie auch von den Behörden nichts über die Umstände ihrer Fremdplatzierung erfahren, was sie mit Unverständnis und Unmut erfüllt.

«Ich habe mich auch gewundert. Ich habe immer gedacht, ich würde einmal etwas erhalten. Von den, von den, einfach ein Schreiben von meinem Leben -, wie das abgelaufen ist, als ich Kind war. Warum und alles. Aber ich habe nie etwas erhalten. Ich habe überhaupt nie mehr etwas gehört von dem Zeug. - Das ist einfach so_. Ja, ich war dann gross und gesund und habe mein Leben selber gemeistert. Und dann hat man ja - nicht mehr schauen müssen für mich. Ich_ und darüber - waren sie ja gottefroh (sehr erleichtert).»[475]

Ruth S. sieht sich durch den Mangel an Wissen über ihre Herkunft und über die damaligen Umstände dazu veranlasst, eine nahezu gänzlich fiktive Geschichte über ihre Kindheit zu konstruieren. Diese Geschichte gibt ihr so lange Halt, bis sie auf die Detailfragen der Interviewerin nicht mehr eingehen kann. Mit dem Aufbrechen der Einstiegserzählung und dem «Geständnis», dass sie nichts mehr weiss von früher, eröffnen sich bei ihr zwei zentrale Lebensthemen, die sich daraus ergeben haben. Einerseits die Auseinandersetzung mit der Mutter und dem Zwist, der daraufhin zwischen ihnen ausbricht. Und andererseits die Wut auf die Behörden, die nie dazu beigetragen haben, dass sie erfährt, was sich damals zugetragen hat, obwohl sie sich das gewünscht hätte.

Auch Ida N. weiss nichts über ihre ersten Lebensjahre, was sie aber auch zu Anfang des Gesprächs kundtut. Sie erwähnt die Anzahl Geschwister, das Alter der Eltern bei ihrer Geburt, die Kriegsjahre, dann sagt sie: «Wie das alles da noch eine Rolle gespielt hat, ich weiss es nicht.»[476] Dieses Unwissen hat bei ihr dazu geführt, dass sie ihre leiblichen Eltern als Kind «glorifiziert»[477] und «fast heiliggesprochen»[478] und sich eine Luftblase geschaffen hat. Später, als sie der Mutter begegnete, löste dies eine grosse Enttäuschung aus, worauf sie den Kontakt zu ihrer Mutter abbrach. Als dann noch ihr leiblicher Vater starb, ohne dass sie ihn kennengelernt hatte, weinte sie bitterlich. So hat sie nie erfahren, was den Ausschlag gegeben hatte, dass sie fremdplatziert wurde, und führt es heute vage darauf zurück, dass es damals nicht viel brauchte, bis eine Familie auseinandergerissen wurde.

Gänzlich von den beiden obigen Fällen unterscheidet sich Eliana D. im Umgang mit diesem Unwissen über ihre früheste Kindheit. Sie beginnt die Erzählung

Ida N.

Ida N. wurde 1941 als viertes Kind von recht jungen Eltern geboren. Die zwei ältesten Geschwister waren bereits bei ihrer Geburt bei Pflegefamilien untergebracht. Sie kam mit sechs Wochen zusammen mit einer Schwester an einen Pflegeplatz. Die verwitwete Pflegemutter hatte bereits mehrere Kinder zur Pflege. Als diese 1942 wieder heiratete, zog sie zusammen mit den Pflegekindern zu ihrem Mann auf einen kleinen Bauernhof. Alle mussten bei der Hofarbeit mithelfen. Ida N. ging gerne zur Schule, sie lernte schnell und leicht. Sie konnte eine Klasse überspringen und besuchte später die Sekundarschule.

Sie wollte Lehrerin werden und das Seminar besuchen, was ihr aber aus finanziellen Gründen nicht ermöglicht werden konnte. Sie war dann ein wenig desorientiert, hat daraufhin eine Lehre in einem Büro begonnen. Dort wurde es ihr bald zu langweilig, sie brach die Lehre ab und suchte eine Lehrstelle als Drogistin. Sie konnte sich allerdings nicht durchsetzen, und die beiden offenen Stellen wurden mit Männern besetzt. Ida N. hat schliesslich eine Lehre in einer Chemiserie gemacht, welche sie mit Bravour abschloss. Nach der Lehre hat sie sich berufsbegleitend weitergebildet. Zuerst absolvierte sie die Handelsschule, danach erwarb sie zusätzlich ein Wirtschaftsdiplom, nach einigen Zwischenstationen wurde sie Geschäftsführerin. Ida N. hat nicht geheiratet und hat keine Kinder.

gleich damit, dass ihre Pflege- und späteren Adoptiveltern ihr von Anfang an gesagt haben, dass sie nicht die leibliche Tochter ist.

«Also von, was ich weiss, als Allererstes, ist, dass meine - Eltern, mit denen ich aufgewachsen bin, also das sind, in Zukunft würde ich sagen, das sind meine Eltern, das sind also meine Adoptiveltern, danach gewesen, diese Eltern haben mir von Anfang an gesagt, dass ich nicht ihr Kind bin, nicht ihr leibliches Kind, sondern dass ich_ dass quasi der liebe Gott, so haben sie es mir erklärt, der liebe Gott ihnen den Auftrag gegeben hat, einfach Kinder anzunehmen, die keine Eltern haben, und dass sie darum keine Kinder selber bekommen haben und dass sie mich haben auswählen können, und das sei ein Vorrecht. Und für mich war das auch immer wie ein Vorrecht, ich hatte das Gefühl, ich sei, eben_ ich sei quasi auserwählt worden von ihnen, und nicht dass sie mich haben müssen_ und ich habe das auch nie als - schlecht empfunden, dass ich nicht meine leiblichen Eltern hatte, bin aber wahrscheinlich eine Ausnahme, - ich wusste nichts von meinen Geschwistern, dass ich Geschwister hatte, meine Eltern wussten das auch nicht.»[479]

Eliana D.

Eliana D. wurde 1945 als jüngstes von sechs Geschwistern geboren. Sie war etwa ein Jahr alt, als die sehr arme Familie aufgrund des Suizids des Vaters auseinanderbrach. Ihre Geschwister wurden alle fremdplatziert. Eliana D. kam in ein Kinderheim und von dort zu Pflegeeltern, die sie später adoptierten.

Ihr Adoptivvater war Gärtner. Sie mussten alle viel arbeiten, aber sie hat das nie als Ausnutzung empfunden, sondern einfach als Mithilfe. Nach der Schule ging sie für ein Jahr nach Frankreich zu einer Familie arbeiten. Als sie zurückkam, wollte sie gerne einen künstlerischen Beruf erlernen, aber ihre Eltern fanden das etwas brotlos, so machte sie zuerst das KV, danach lernte sie Krankenschwester.

Sie heiratete nach der Ausbildung und bekam mit ihrem Mann drei Kinder. Ihr Mann litt schon mehrere Jahre an Alkoholproblemen, aber mit der Zeit verschlimmerte sich seine Sucht. Nachdem sie einige Jahre aneinander vorbeigelebt hatten, liessen sie sich scheiden. Damals kannte sie ihren jetzigen Mann bereits, von welchem sie auch kurz nach der Scheidung schwanger wurde. Ihr jetziger Mann zog zu Eliana D., und einige Jahre später heiratete er, wie sie es ausdrückt, die ganze Familie.

Diese mystisch-religiöse Geschichte erzeugte bei Eliana D. ein Gefühl der Erwünschtheit, und sie hatte nie das Bedürfnis, ihre leibliche Familie zu suchen, sondern sieht sich als Wunschkind ihrer Pflege- beziehungsweise Adoptiveltern. Als sie 45 Jahre alt wurde, erhielt sie einen Brief ihrer leiblichen Schwester, die viel Zeit darauf verwendet hat, alle Geschwister zu finden. Zuerst reagierte Eliana D. mit Wut und Ablehnung darauf. Dennoch schrieb sie zurück, und es kam zu einem Treffen, bei welchem sie erfuhr, wie es zu ihrer Fremdplatzierung gekommen war. Sie beschreibt ihre Reaktion darauf folgendermassen:

> *«Ich weiss unterdessen, dass sich mein Vater erschossen hat, -- und meine Mutter ist davongelaufen von all diesen Kindern, - oder aber meine Mutter ist davongelaufen, und dann hat sich mein Vater erschossen, das weiss niemand, das wissen wir nicht, welches_ ob das Huhn oder das Ei zuerst gewesen war, das wissen wir nicht. - Seltsamerweise hat mich das gar nicht so, nicht so erstaunt. Das hat mich auch nicht, das hat mich auch nicht geschockt, als ich das - vernommen habe. Ich dachte: ‹Aha.› Ich weiss, dass_.»*[480]

Dadurch, dass sie ein sehr gutes Verhältnis zu ihren Pflege- beziehungsweise Adoptiveltern hatte, von denen sie sich geliebt und wertgeschätzt fühlte, entstand bei ihr keine krampfhafte Suche nach ihren Wurzeln. Auch hier sieht man wieder, dass die Qualität des Pflegeplatzes darüber entscheidet, wie die Umstände der Fremdplatzierung bewertet werden. Als sie erfährt, wie es zu ihrer Wegnahme kam, nimmt sie das zur Kenntnis, ohne dass dies viele Emotionen bei ihr auslöst. Eine negative Bewertung der Fremdplatzierung geschieht bei ihr erst über die traurigen Lebensgeschichten ihrer leiblichen Geschwister.

> *«Auch W., als er mal da war, - hat er mich so umarmt und gesagt: ‹Wenn_ die haben uns vierzig (...), vierzig Jahre oder fünfundvierzig Jahre von unserem Leben haben die uns einfach gestohlen.› (klopft mit den Händen auf den Tisch) Ich merke, dass sie sehr viele - solche Empfindungen haben, die ich, die habe ich nicht. Also ich kann sie verstehen, kann sie sehr gut verstehen; aber ich habe sie nicht, ich. Weil ich hatte wunderbare Eltern, mir_ ich hätte mir keine besseren vorstellen können. Und mit meinen leiblichen Eltern habe ich mich eigentlich nicht befasst. Ich hatte auch kein Bedürfnis, die kennenzulernen. Also weder ein unterschwelliges noch ein_ überhaupt keines. Sie waren für mich ---- ein Neutrum, das mich gezeugt hat. Es ist, es ist, es tönt vielleicht böse, aber, oder ich weiss es auch nicht, aber für mich waren sie wirklich, einfach nicht existent.»*[481]

Eliana D. hat also dadurch, dass sie in einen guten Pflegeplatz gegeben wurde, weniger Mühe damit umzugehen, dass sie über ihre Herkunft nichts weiss. Sie fühlte sich von Anfang an von ihren Pflege- respektive Adoptiveltern im wahrsten Sinn des Wortes erwünscht und geliebt. Das Gefühl, ein Wunschkind zu sein, lässt die Trennung von den leiblichen Eltern in den Hintergrund treten. Dies führte dazu, dass sie bereits in der Schule den Nachnamen der Pflegeeltern benutzte, obwohl sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht adoptiert war. Als sie die Umstände ihrer Wegnahme durch die Behörden erfährt, nimmt sie das einfach zur Kenntnis. Erst über die Lebensgeschichten der Geschwister eröffnet sich für sie das Verständnis dafür, dass man das gemeinsame Aufwachsen mit den leiblichen Geschwistern als von den Behörden gestohlen ansehen kann, also als etwas, dass man entbehren und vermissen kann.

Hier zeigt sich, dass einzig bei Eliana D. kein Wunsch besteht, die leiblichen Eltern kennenzulernen, weil sie in ihren Adoptiveltern ihre «richtige» Familie sieht. Bei Ida N. und Ruth S., denen es nicht gelingt, ihre Pflegeeltern als «richtige»

Eltern zu akzeptieren, ist zu sehen, dass ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Wissen über die eigenen Wurzeln besteht. In der Biografieforschung wird dieser Drang nach Wissen über die früheste Kindheit mit der Bedeutung von Kontinuität innerhalb einer Lebenserzählung in Zusammenhang gebracht. Kohli ist dabei der Ansicht, dass Kontinuität innerhalb der Lebensgeschichte «sozial erforderlich ist», weil sie «Handeln über wechselnde Situationen und Positionen hinaus vorhersehbar und planbar»[482] macht und dadurch Voraussetzung für soziales Leben ist. Besteht eine Lücke – wenn auch ganz in den Anfängen des Lebens –, so wird dies als Quelle von Handlungs- und Entscheidungsunsicherheit angesehen. Nicht nur für die soziale Welt ist die Voraussehbarkeit von Handeln wichtig, sondern auch für den Einzelnen selbst, denn «durch die Erzeugung biographischer Kontinuität» bewahrt er sich «die Möglichkeit zum Festhalten am eigenen Ich gegenüber den Zumutungen der je aktuellen Situation».[483] Dadurch wird die Bedeutung des Wissens über das eigene Leben und dessen Anfang für die Identitätsbildung deutlich. Fehlende Informationen über das eigene Leben wirken sich negativ auf ein stabiles Identitätsgefühl aus, weshalb es für die Einzelnen von grosser Bedeutung ist, von den leiblichen Eltern selbst oder den Behörden zu erfahren, was sich vor der Fremdplatzierung zugetragen hat.

Zusammenfassung

Aus dem Vergleich der verschiedenen Bewertungen der Gründe, die zur Fremdplatzierung geführt haben, lassen sich einige Schlüsse ziehen. So wird deutlich, dass je besser die Gründe für die Verdingung – seien dies wirtschaftliche Gründe oder familieninterne Gründe wie Todesfälle – verstanden werden, desto geringer fällt die spätere Belastung durch dieses Lebensereignis aus. Kann die Trennung der Familie nicht auf spezifische Ursachen zurückgeführt werden, so kann dies, wie bei Regula S., zu einer lebenslangen belastenden Auseinandersetzung mit den genauen Umständen der Verdingung führen. Wichtig ist auch, dass eine Trennung von der Familie nicht zu Gefühlen des Ausgestossenwerdens führt, da dies die Ausbildung schwerer Minderwertigkeitsgefühle begünstigen kann. Besondere Identitätsprobleme stellen sich in denjenigen Fällen, in denen die Betroffenen keine Erinnerung und kein Wissen über ihre Herkunft haben. Die Suche nach den eigenen Wurzeln kann in diesen Fällen zu einem zentralen und lebenslangen, anstrengenden Bewältigungsthema werden. Die Bereitstellung von Wissen in Form von Akteneinsicht und Kenntnisse über die damalige Fremdplatzierungspraxis können dabei hilfreich sein.

Die Ursachenzuschreibungen eines Traumas «wirken sich indirekt dadurch auf den Bewältigungsprozess aus, dass es mit ihrer Hilfe gelingen kann, dem Ereignis einen Sinn zuzuschreiben, um es gewissermassen mental abzuschliessen».[484] Allerdings ist dabei nicht die konkrete Erklärung ausschlaggebend, sondern «wie tröstlich die gefundene Erklärung ist».[485]

Zudem deuten die Lebensgeschichten von Hannes F. und Eliana D. an, dass eine gute Qualität des Pflegeplatzes die belastende Erfahrung der Fremdplatzierung verringern kann.

Belastende Erlebnisse

Im vorangehenden Kapitel wurde die Fremdplatzierung an und für sich als Trauma betrachtet. In den Interviews zeigt sich, dass während der Zeit bei den Pflegeeltern weitere traumatisierende Erlebnisse hinzukamen. Deshalb wird im Folgenden auf diejenigen belastenden Ereignisse und Themen fokussiert, die in den Erzählungen über die Zeit während der Fremdplatzierung angesprochen werden. Meist werden die Fälle derjenigen Betroffenen, die an einem oder mehreren schlechten Pflegeplätzen untergebracht waren, mit den Aussagen von Hannes F., Ida N. und Eliana D. kontrastiert, die ihre Pflegefamilien positiv bewerten.

Bei der Durchsicht der vielen Interviews haben sich klar einige Schwerpunktthemen herauskristallisiert, die im Folgenden differenziert betrachtet werden. Dabei sind Überschneidungen zwischen den einzelnen Unterkapiteln nicht zu vermeiden, weil sich die einzelnen Themen nicht isoliert begreifen lassen, sondern immer im weiteren Kontext zu verstehen sind.

Arbeiten in der Pflegefamilie

Die rückblickenden Bewertungen aller Betroffenen, welche an einem schlechten Pflegeplatz untergebracht waren, zeigen grosse Ähnlichkeit. Im Vordergrund steht das Argument, dass sie sich nicht als Kind behandelt fühlten, sondern als Arbeitskraft und zusätzliche Einkommensquelle der Pflegefamilie. Sehr deutlich wird dies am Beispiel von Willi B. Ihm wurde täglich vorgehalten, dass er nur dann zu essen bekäme, wenn er die ihm auferlegte Arbeit beendet habe: «Und

dann hiess es immer: ‹Das und das musst du erledigen, sonst bekommst du nichts zu essen.›»[486] Eine drastische Massnahme führten seine Pflegeeltern im Winter durch:

> *«Und im Winter, wenn es kalt war, da haben sie mir die Säcke (Hosentaschen) zugenäht, damit ich die Hände nicht in die Säcke stecken konnte (klatscht in die Hände). Es hiess: ‹Du musst arbeiten. Dann_ wenn du arbeitest, hast du warm, sonst nicht.› (lacht)»*[487]

Ruth S. betont die Aspekte des zusätzlichen Einkommens, des Kostgeldes, welches die Pflegeeltern erhielten:

> *«Und da ist damals vermutlich um das Geld gegangen und nicht, nicht um das Kind. Und darum haben dort viele, viele so Kinder gehabt. Um ihr Geld aufzubessern.»*[488]

Oder Viola G. erzählt folgende Szene: «Wenn ich jeweils wütend war, ging ich nicht essen. Wenn sie mich wütend machten, ging ich nichts essen. Dann sagte er mir, ich rentiere so am besten.»[489] Alois G. antwortet vielsagend auf die Frage, ob damals jemand nach ihm schaute: «Wo denken Sie hin, das war nicht wichtig, wichtig war arbeiten, arbeiten. Arbeiten habe ich gelernt.»[490] Ähnlich klingt es bei Gisela W.: «Wir haben arbeiten müssen, dafür haben sie einen ja auch genommen. Nicht, um es schön zu haben.»[491] Reto B., der durch einen Explosionsunfall schwere Verletzungen erlitt, musste erfahren, dass er als wertlos angeschaut wurde, weil seine Hand verkrüppelt blieb und es nachher hiess: «Ja, wir können nicht_ ich könne ja nicht_ ich könne ja nicht mehr melken, nichts mehr. Was nütze ich dann noch. Nur noch zum Fressen da und_.»[492] Jakob R. vergleicht seine Behandlung mit der von Sklaven, denn es gab «einfach gewisse Leute [...], die das Pech hatten, dass sie als Sklaven gehandelt wurden».[493] Er erlebte diesbezüglich seine soziale Position als die eines Knechtes und nicht als die eines Kindes.

> *«Ich war eigentlich ein Knecht, nicht ein Schulkind. Ich sollte eigentlich gar nicht zur Schule. Ich war dort zum Arbeiten und, und - nicht um in die Schule zu gehen und - ein normales Leben zu führen. -- Dafür war man auch Verdingkind. Man war ja nicht Verdingkind, um ein schönes Leben zu haben.»*[494]

Viele der Betroffenen fühlten sich ausgenutzt. Sie arbeiteten hart und wurden dennoch schlecht behandelt. Häufig bekamen sie trotz ihrer grossen körperlichen Leistung zu wenig zu essen. Für ihren Einsatz erhielten sie keine Belohnung.

Alois G. war beispielsweise bei Pflegeeltern, die einen kleinen Laden führten: «Ich weiss, was es ist, Verdingbub zu sein. Ich schuftete, ich leistete meinen Teil, ich arbeitete viel zu viel [...], sie hatten mit ihrem Laden im Dorf Erfolg.»[495] Wer sich für wen engagierte, zeigt sich in folgendem Zitat von Alois G.: «[...], ich bin denen nichts schuldig, sie mir, ja.»[496]

Anders beurteilen Ida N. und Eliana D. die Integration in die Pflegefamilie. Ida N. hat gerade aus Respekt vor ihren Pflegeeltern an der Datenerhebung mitgemacht, weil sie auch mal die andere Seite zeigen wollte,

> *«dass einfach nicht alle, die Kinder aufgenommen haben, einfach personifizierte Ungeheuer gewesen sind. Sondern durchaus auch liebevolle Eltern. Sie haben uns ja gewollt, als Kinder gewollt und nicht als Arbeitskräfte oder_.»*[497]

Das Gefühl, in erster Linie als Kind behandelt zu werden, wirkt sich auch auf die Bewertung der Integration in die Arbeitsabläufe auf einem Bauernhof aus. So berichtet Ida N. über ihren Arbeitseinsatz:

> *«Gut -, es ist ein Bauer gewesen, ein Kleinbauer. Und - wir haben es sehr schön gehabt. Klar wir mussten auch arbeiten, wir mussten mit tun -, aber immer angemessen, an dem, was überhaupt möglich gewesen ist. Also ich erinnere mich, wir haben --, sehr früh schon kleine Werkzeuge gehabt, die man extra hat machen lassen, also ein Heugäbeli (kleine Heugabel) und ein Rächeli (kleiner Rechen), die kleine Kinder überhaupt handhaben konnten. Und wir haben das nicht als_ wie soll ich das sagen, als Muss empfunden. Wir sind eher noch stolz gewesen, weil man hat das Gefühl bekommen, man ist wichtig, es kommt auf uns auch drauf an.»*[498]

Ähnlich klingt es bei Eliana D., welche ihre Situation bei den Adoptiveltern mit derjenigen ihrer Geschwister vergleicht:

> *«Und ich musste_ das musste ich auch, wie alle anderen, ich musste wirklich wahnsinnig viel arbeiten schon als Kind. Ich bin_ ja, wir haben, wir haben immer ganz, ganz viel arbeiten müssen, aber ich habe es nie - habe es nie als_ weder als demütigend noch als Ausnützen empfunden, wir haben einfach als ganze Familie miteinander gearbeitet.»*[499]

Obwohl auch Eliana D. und Ida N. die strenge Mitarbeit auf dem Hof erwähnen, fällt die Bewertung ganz anders auch. Hier geht nämlich die Einbindung in Arbeitsprozesse mit einer emotionalen, familiären Integration einher. Die Arbeit auf

dem Hof wird von ihnen als von den Pflegeeltern wertgeschätzter Beitrag für das gemeinsame Leben bewertet. Anerkennung der Leistung war selbstverständlich. Der Ertrag aus dem grossen Einsatz verteilte sich auf alle (Pflege-)Familienmitglieder und führte zu Stolz und dem Gefühl, zugehörig zu sein. Zugleich empfanden Eliana D. und Ida N. die Mitarbeit als angemessen. All diese Aspekte führen dazu, dass hier die Arbeitsleistung nicht als Ausnutzung und Überforderung bewertet wird, sondern als integrierter Teil des (Pflege-)Familienlebens.

Vergleicht man die Aussagen derjenigen, die einen guten Pflegeplatz hatten, mit denjenigen, die unter schwierigen Bedingungen platziert waren, zeigen sich deutliche Unterschiede in der Bewertung der Arbeit und der erbrachten Arbeitsleistung. Vor dem Hintergrund der damaligen Lebensumstände kann davon ausgegangen werden, dass Kinder immer stark in den Arbeitsprozess eingebunden waren, egal ob sie in der eigenen oder in einer fremden Familie aufwuchsen. Dennoch verlangte den Verdingkindern die Arbeit in ihrer Situation viel mehr ab, wenn sie nur einseitig in die Familie, nämlich als Arbeitskraft, integriert waren und gleichzeitig von einem Familienleben ausgeschlossen wurden, von der geleisteten Arbeit nicht profitierten und trotz riesigem Einsatz zu wenig zu essen bekamen. Sie erhielten keinen Dank, keine Anerkennung für ihre Leistung, sondern fühlten sich ausgenutzt und überfordert. Auch Liebe und Zuneigung erfuhren die meisten von ihnen nicht. Ruedi N. bringt es in der Antwort auf die Frage danach, ob es Formen von Zuneigung gab, auf den Punkt:

> *«Nein. Nein, nein. Das ist_ da ist man einfach_ da wurde man einfach eingesetzt und hat gearbeitet. Fertig. Gerade so. Nein, nein. Zuneigung war da nicht.»*[500]

Die fehlende emotionale, familiäre Einbindung zeigt sich weiter in verschiedenen Bereichen des täglichen Zusammenlebens. Im folgenden Unterkapitel wird auf die wichtigsten Aspekte der räumlichen, sozialen und emotionalen Ausgrenzung eingegangen.

Formen von Isolation

Besonders deutlich wird die fehlende Integration in die Pflegefamilie – aber auch in die Gesellschaft –, wenn man die Interviews auf verschiedene Formen von Ausgrenzung hin analysiert.

Viola G.

Viola G. wurde 1934 als fünftes von acht Geschwistern geboren. Als sie in die erste Klasse ging, sagte ihr Vater eines Tages, dass sie nun alt genug zum Arbeiten sei. Kurz darauf ging er mit seiner Tochter in ein Dorf und bot sie dort als Arbeitskraft an. Ein Bauer, der ihren Weg kreuzte, sagte, dass er sie nähme. Eine Woche später zog sie zu dieser Familie. Sie musste auf dem Hof viel Arbeit verrichten. Der Bauer war Alkoholiker, der sie in betrunkenem Zustand verprügelte. Nach etwa vier Jahren kam es zu einem Vorfall: Der Bauer griff alkoholisiert zu einem Gewehr und schoss um sich. Daraufhin wurde er in eine Anstalt versorgt. Viola G. weigerte sich in den nächsten Ferien bei ihren Eltern, wieder auf diesen Hof zurückzukehren. So konnte sie während des nächsten Winterhalbjahres zu Hause bleiben. Vom eigenen Vater wurde sie zu dieser Zeit einige Male sexuell missbraucht, sie mied deshalb das Zusammensein mit ihm und war froh, als sie im Frühling wieder fortkonnte.

Sie wurde, diesmal von der Fürsorge organisiert, auf einen der grössten Höfe in der Gegend platziert. Auf diesem Hof hatte es viele Bedienstete, mehrere Knechte, eine Magd und Praktikantinnen in der Bäuerinnenlehre. Dennoch musste sie viel arbeiten, hauptsächlich die Kinder hüten und sich um den Hühnerstall kümmern. Das neunte Schuljahr durfte sie nicht mehr besuchen, weil sie die erste Klasse wiederholt hatte. Ihr Wunsch, Gärtnerin zu werden, wurde ihr abgeschlagen, dafür sei sie zu dumm. Sie machte schliesslich das Bauernlehrjahr und arbeitete danach zuerst als Magd.

Aufgrund einer Krankheit verbrachte sie drei Wochen im Spital. Der Betrieb hatte ihr imponiert, sodass sie nach ihrer Genesung dort nach Arbeit fragte. Sie wurde eingestellt und kümmerte sich zuerst um die Lingerie, das Putzen und die Küche. Weil man mit ihrer Arbeit zufrieden war, konnte sie auf der Station in der Pflege arbeiten und sogar im Operationssaal helfen. Im Spital hat sie auch ihren späteren Ehemann kennengelernt, er war dort Patient. Sie meint, er habe viel Geduld gehabt mit ihr, da sie grosse Angst vor der Ehe hatte aufgrund des sexuellen Missbrauchs durch den Vater. Mit ihrem nun verstorbenen Mann hat sie vier Kinder bekommen.

Räumliche Isolation

Häufig wird von Beschränkungen der Raumnutzung innerhalb des Hauses berichtet, welche die Nichtzugehörigkeit zur Pflegefamilie verdeutlichen. Verdingkinder schliefen selten bei den Familienangehörigen, sondern entweder allein oder mit dem Knecht zusammen im Gaden (ungeheizter Raum in den oberen Stockwerken des Bauernhauses). Ganz ausgeprägt erlebte Willi B. die räumliche Trennung zur Pflegefamilie. Zu Beginn des Interviews erzählt er vom Alltag an seinem Verdingort:

> *«Dann habe ich_ die Schulaufgaben musste ich immer im Kuhstall machen. Ich konnte nie in die Stube (Wohnzimmer) rein. Ich hatte einfach ein Zimmer, da war ein Bett drinnen, ein Kasten und ein Tisch, sonst nichts. Die Aufgaben machte ich im Kuhstall. Zum Morgenessen gab es immer Magermilch und ein Stück Brot. Das habe ich immer im Korridor_ im Korridor am Ende hatte es ein Tischlein. Das haben sie mir immer dorthin gestellt.»*[501]

Bei Regula S. verhielt es sich so, dass ihre Pflegeeltern eine Gärtnerei hatten, in welcher sie arbeitete. Jedoch konnte sie nicht dort im Haus schlafen, sondern schlief bei der Jätfrau zu Hause. Zu der damaligen Situation meint sie:

> *«Und – es war eine sehr lieblose Situation. Dort, wo ich geschlafen habe, dort hat es bald mal geheissen: ‹Regi, geh ins Bett!› Und am Morgen hat man gerufen: ‹Regi, steh auf, mach vorwärts!› Und dann musste ich mit dem Velo in die Gärtnerei Morgenessen gehen und abwaschen und erst nachher in die Schule. -- Und am Abend musste ich auch immer zuerst abwaschen, den Boden aufnehmen, bevor ich dann zur Jätfrau die Aufgaben machen und schlafen gehen konnte.»*[502]

Die ihr übertragenen Aufgaben verrichtete sie mehrheitlich allein. Im Wochenrhythmus wiederholten sich die Pflichten, sodass sie diese mit der Zeit vollkommen selbständig ausführte. Dass so keine familiäre Anbindung entstand, ist offensichtlich.

Anhand der folgenden Schilderung von Viola G. zeigt sich, dass selbst im Krankheitsfall auf dieses Machtinstrument der räumlichen Absonderung beharrt wurde und Krankenpflege keine Selbstverständlichkeit war:

> *«Da war ich auch krank, und da habe ich_ da brachte mir niemand das Essen hinauf. Da musste ich selber schauen, dass ich noch etwas bekam. Ja, ich weiss, ich hatte das Ohrenmüggeli (Mumps) und die Masern hatte ich.*

Und da schaute auch die (Pflege-)Mutter nicht?
Nein da_ da sagten sie, wenn ich etwas zu essen wolle, so solle ich dann halt hinunter kommen.»[503]

Im Gegensatz dazu schildert Hannes F., wie er mit den Enkeln seiner Pflegemutter aufwuchs:

*«Ich habe eben_ wir sind_ drei Zimmer hatten wir, und ich bin in diesem angebauten Zimmer, mit einem von diesen Kindern, mit einem Buben, hab ich im gleichen Bett geschlafen, und da ist noch eines von diesen Mädchen, das Ältere, ist auch noch dort, es hatte selber ein Bett, ist auch noch in diesem Zimmer geschlafen. In diesem Zimmer waren wir_ es ist dieses hier, welches mit 3 auf dem Plan aufgeschrieben ist. Es ist das kleine Zimmerchen dort, ja_*
Ja, genau.
Dort haben wir geschlafen, und ich war eigentlich froh, dass ich mit jemandem zusammen schlafen konnte. Vor allem im Winter. Im Sommer war es heiss dort innen, und im Winter war es eiskalt.»[504]

Er erhielt keinen schlechteren Schlafplatz zugeteilt als die eigenen Kinder der Familie, was verhinderte, dass ein Gefühl des Ausgeschlossenwerdens aufkam.

In diesen kurzen Beispielen wird deutlich, dass eine räumliche Isolation nicht nur eine räumliche Dimension hat, sondern immer auch mit einem sozialen Ausschluss einhergeht. Die Formen der Ausgrenzung beschränken sich auch nicht nur auf die Raumnutzung, sondern nehmen in vielen alltäglichen Praktiken unterschiedliche Gestalt an.

Soziale Isolation innerhalb der Pflegefamilie

Betrachtet man Ausgrenzungen innerhalb der Pflegefamilie, so sind nicht nur räumliche Grenzziehungen zu sehen, sondern auch soziale und emotionale. Gerade in der alltäglichen Ungleichbehandlung gegenüber vergleichbaren Personen – meist den leiblichen Kindern der Pflegeeltern – werden weitere Mechanismen der Isolation erkennbar.

Regula S. beschreibt beispielsweise eine wiederkehrende Situation, in welcher die leiblichen Kinder mit Puppen spielen durften und sie daneben Arbeit verrichten musste:

«Ich konnte nie spielen, es hatte noch drei Mädchen von, von den jungen Meistersleuten. Die sind_ das älteste von den drei Mädchen war zwei Jahre jünger als

Gisela W.

Gisela W. wurde 1928 als sechstes von sieben Kindern geboren. Als sie viereinhalb Jahre alt war, sind alle Kinder durch die Vormundschaft von zu Hause weggenommen worden. Zuerst war sie für eine kurze Zeit zusammen mit einer Schwester in einem Übergangsheim. Daraufhin wurde sie zu einer Pflegefamilie geschickt, wo sie es nicht gut hatte und vorwiegend als Kindermädchen eingesetzt wurde. Während der ersten Klasse wurde sie zu Bauersleuten umplatziert. Die Umstellung auf das Bauernhofleben bereitete ihr grosse Mühe, weil ihr die Arbeit und die Umgebung nicht vertraut waren. Als dann der eine Sohn der Pflegeeltern heiratete und Vater wurde, hiess es, man habe für sie keinen Platz mehr auf dem Hof, und sie kam mit etwa zehn Jahren wieder in ein Kinderheim. Ihre Schwester lebte auch in diesem Heim, aber sie verstanden sich nicht gut, und die Beziehung wurde zur Belastung für Gisela W.

Von den Mädchen aus dem Heim durfte niemand in die Sekundarschule. Gisela W. wurde ihr Wunsch abgeschlagen, Handarbeitslehrerin zu werden. Schliesslich konnte sie eine Ausbildung als Verkäuferin machen. Dort, wo sie die Lehre machte, lernte sie auch ihren Mann kennen. Die Zeit mit ihm beschreibt sie als die schönste Zeit in ihrem Leben. Sie bekam zwei Kinder, genau wie sie sich das immer vorgestellt hatte, denn sie war sich sicher, dass sie für zwei Kinder würde sorgen können und somit keine Gefahr bestand, dass man ihr die Kinder wegnehmen würde. Seit ihr Mann gestorben ist, lebt sie allein.

ich, und die anderen zwei Mädchen waren noch kleiner, aber die mussten nie etwas helfen. Die haben jeweils gespielt, die hatten so einen Bäbiecke (Ecke mit Puppen), und ich musste, musste einfach nebenan mein Zeug machen.»[505]

An diesem Beispiel zeigt sich die Deckung von räumlicher und sozialer Dimension der Ausgrenzung: die leiblichen Kinder der Pflegeeltern beim Spielen in der «Bäbiecke» und nebenan das Verdingkind bei der Arbeit. Sowohl die auferlegte Tätigkeit wie auch der versperrte Zugang zur Spielecke machen die fehlende familiäre Integration deutlich. In solchen Situationen wurde den Betroffenen ihr Status innerhalb der Aufnahmefamilie besonders bewusst.

Weniger um räumliche Isolation als um die Bestrafungspraktiken als Ausdruck von ungleicher Behandlung geht es in den folgenden zwei Beispielen. Gisela W., die bei ihrer ersten Platzierung als Kindermädchen eingesetzt worden ist, berichtet über ungleiche Behandlung im Vergleich zur leiblichen Tochter der Pflegeeltern:

«Und dann kam ich nach T. zu einer_, zu einem Ehepaar, welches nur eine Tochter hatte. Und sehr wahrscheinlich sollte ich ein wenig eine Gespielin sein für dieses, ich weiss nicht mehr wie es geheissen hat, item, isch ja gliich (spielt ja keine Rolle), für dieses Mädchen. Aber, dieses konnte machen was es wollte, und bei mir, ich wurde einfach jedes Mal bestraft. Wenn ein klein wenig etwas nicht so gegangen ist, wie sie sich das vorgestellt haben, wurde ich einfach bestraft. Und zwar mit dem Lederriemen. Ich wurde jeweils auf den Tisch gelegt_ und einfach so.»[506]

Alois G. berichtet Ähnliches von seiner Behandlung als minderwertig gegenüber den leiblichen Kindern, wenn er für deren Vergehen stellvertretend bestraft wurde: «Diese schlugen sie nie so wie mich. Wenn etwas kaputt ging, hiess es, ich sei es gewesen, auch wenn es nicht wahr war.»[507] Diese Abwertung durch die Pflegeeltern gegenüber den leiblichen Kindern wirkte sich verständlicherweise auch auf das Verhältnis unter den Kindern aus. So sagt Alois G., dass er von den leiblichen Kindern seiner Pflegeeltern links liegen gelassen wurde, wie wenn er ein «Glas Wasser»[508] wäre. Ruth S. hingegen wurde von den «Geschwistern» geplagt und ausgespielt. Wie einsam und frustriert sich die Verdingkinder an einem Sonntag, einem weniger arbeitsintensiven Tag, den man gewöhnlich mit der Familie verbrachte, fühlen konnten, kommt in folgendem Interviewauszug mit Viola G. zum Ausdruck:

«Hatten Sie Freundinnen oder Freunde?

Nein.

In der Klasse oder so?

Nein.

In der Nachbarschaft auch nicht?

Nein, nein.

Und so am Sonntag, was machten Sie da?

Ja, am Sonntag ja, das_ etwa Hühner getötet.

Mussten Sie das?

Nein. Dann irgendwie weil_ ja, im Nachhinein ist das gekommen. Weil mich wahrscheinlich niemand gern hatte. Ich konnte aus weiter Ferne Hühner töten (weint) [...]

Wie haben Sie sich das erklärt, Sie sagten vorhin, weil Sie niemand gern hatte.

Ja.

Mhm. Warum haben Sie denn die Tiere gequält?

Aus -- Frust oder_.»[509]

Anders verhält es sich bei Ida N., die mit ihrer Schwester zu Pflegeeltern kam, die selbst keine eigenen Kinder hatten. Die Interviewerin fragt, ob sie gemeinsam gegessen hätten, worauf Ida N. antwortet: «Ja, das ist fast heilig gewesen. Einfach, einfach essen alle miteinander.»[510] Über die grosse Bedeutung gemeinsamer Zeit in der Pflegefamilie berichtet auch Eliana D., welche mit einer weiteren Adoptivschwester ebenfalls bei Pflegeeltern aufwuchs, die keine eigenen Kinder hatten:

> *«Wir holten - jeden Nachmittag einen Zvieri (Zwischenmahlzeit am Nachmittag) im B. oben. Und zwar eine grosse Kanne mit, mit Tee, so ein, in, in einem Milchkesseli (Milchkanne) hat man den Tee geholt und ein grosses, einen grossen Sack mit Brot. Und dann assen wir immer mit, alle miteinander in der Remise unten Zvieri, Sommer wie Winter. Und manchmal, wenn wir irgendwo einmal eine Schokolade bekommen haben, dann hat meine Mutter eine Reihe Schokolade zwäg gemacht (bereit gelegt), und dann haben wir etwas Schokolade bekommen und sonst nicht. Und an_ so um Weihnachten herum hat_ wenn der St.Nikolaus den Sack gebracht hatte, dann gab es einige Spanische Nüsschen oder so was, und dann haben wir die schön abgeteilt, zehn, jedes. An solche Sachen mag ich mich gut erinnern.»*[511]

Das Einnehmen gemeinsamer Mahlzeiten war in beiden Familien ein ritualisierter Ausdruck der Zusammengehörigkeit. Zu beachten ist, dass wahrscheinlich der Umstand, dass die Pflegeeltern von Ida N. und Eliana D. keine eigenen Kinder hatten, eine wichtige Rolle spielt. Es scheint, dass sie Kinder aufnahmen, um ihnen wirklich ein Zuhause zu geben und eine Familie zu sein. Dass aber dies nicht die einzigen Bedingungen sind, die eine gute Integration in die Pflegefamilie ermöglichen, lässt sich am Beispiel von Hannes F. zeigen, der in etwa gleich alt war wie die Enkelkinder seiner Pflegemutter, mit welchen er auf dem Hof aufwuchs. Er fühlte sich von der Grossmutter wie auch von deren Schwiegertochter gut behandelt. Einzig dem Sohn der Grossmutter wirft er schlechte Erziehungsmethoden vor, meint jedoch, er hätte die Strafen wohl verdient:

> *«Ja, ja, das ist eh_ --- die Pflegemutter, muss ich noch sagen, die war streng, eigentlich sehr streng. Aber sie war eigentlich diejenige, die gesagt hat, was geht, was geht dort. Aber für mich war das eigentlich eine ganz herzensgute Frau. Ich hatte oft das Gefühl, sie sei zu mir fast besser als zu ihren eigenen Grosskindern. Ja. Ja, ich habe schon auch Strafen bekommen, aber vielleicht hatte ich es auch nötig, ich weiss es nicht. Aber von ihr bin ich nicht mehr gestraft worden, als sie*

ihre Grosskinder strafte. Hingegen der Sohn von der Pflegemutter, der Vater der Kinder, der hatte dann schon nicht so gute Methoden. Der nahm dann manchmal den Teppichklopfer zur Hand und_ -- und Blut ist dann, also Nasenbluten hatte ich mehr als einmal, das weiss ich noch, aber eh_ ich habe wahrscheinlich einfach auch etwas verbrochen, ich weiss es nicht. Und habe dann Schläge gekriegt, ich weiss es nicht mehr. Der hatte also nicht gerade gute Erziehungsmethoden. Aber wenn wir uns ordentlich aufführten, dann hat er uns in Ruhe gelassen. Und dann die Frau von ihm, also die Mutter von den Kindern mit denen ich aufgewachsen bin. Das war eine_ sie kam von R., eine Sch., das war ganz eine herzensgute, sehr gute und liebe und arbeitsame Frau.»[512]

Er fühlte sich grösstenteils auf dem Drei-Generationen-Hof wohl und gut aufgehoben. Hannes F. beklagt sich nicht über ungleiche Behandlung oder über abwertende Praktiken im täglichen Umgang. Er berichtet zudem darüber, dass es ihm ermöglicht wurde, einen Kaninchenstall zu bauen, oder dass er Skier bekam, auf welche er sehr stolz war.

Hier zeigt sich, dass auch ein Leben ohne Abwertung und Isolation möglich war, selbst wenn gleichzeitig leibliche Kinder im Haushalt lebten. Hannes F. wurde später sogar als Patenonkel in diese Familie eingebunden.

Während Ida N., Hannes F. und Eliana D. als Familienangehörige behandelt wurden, zeigt sich in den anderen Fällen eine weitere Methode, die Position der Verdingkinder als Nicht-Familienmitglieder zu betonen: Verbale Abwertungen durch die Pflegefamilie waren häufig und brachten die fehlende familiäre Integration sprachlich zum Ausdruck. Viele der Verdingkinder rief man einfach «Bub» oder «Meitschi», wodurch man ihnen ihre Individualität aberkannte. Noch stärker abgewertet wurde beispielsweise Ruth S., indem sie verächtlich «Totsch» (Schimpfwort) genannt und auf dem Schulweg «Miggä» gerufen wurde. Viola G. weckte man morgens mit der üblichen Bezeichnung für Magd «Jumpfere steh auf»,[513] wodurch ihr Stellenwert und ihre Funktion in der Pflegefamilie klar zum Ausdruck kamen.

Soziale Isolation innerhalb der Pflegefamilie fand auf verschiedenen Ebenen statt. An einem schlechten Pflegeplatz schlossen die Pflegeeltern und deren leibliche Kinder die Verdingkinder sowohl durch sprachliche wie auch durch konkrete Handlungen, Bestrafungen und Benachteiligungen vom Familienleben aus.

Soziale Isolation gegen aussen

Neben diesen alltäglichen räumlichen und sozialen Ausgrenzungen innerhalb der Pflegefamilie fand in vielen Fällen auch eine Abschottung gegen aussen statt. Kontakte zu Dritten hatten die Verdingkinder selten. Die meiste Zeit verbrachten sie bei der Arbeit auf dem Bauernhof. Die Höfe lagen meist weit voneinander entfernt, sodass die nächsten Nachbarn oft nicht in Sichtweite waren. Dies führte zu einer zusätzlichen Isolierung, wie man am Interview mit Ruth S. sehen kann. Sie wurde im Interview gefragt, ob die Leute im Dorf von ihrem Missbrauch und den harten körperlichen Bestrafungen wussten. Ruth S. antwortet darauf:

> *«Das weiss ich nicht. Es ist eben kein Dorf. Das sind_ wissen Sie, das_ der H. (Seitental im Napfgebiet) _ wie soll ich Ihnen jetzt das da im Z., jähh_ - Da müssten Sie gerade mal hingehen. Dann würden Sie es verstehen. Da ist der N., das_ - und nachher geht eine Strasse zuhinterst in den Krachen (abgelegener Ort) nach hinten, und dann hat es einfach irgendwo_ kommt wieder ein Bauernhof, und dann geht es wieder eine Weile, und dann kommt wieder eine Bauernhof.»*[514]

Diese Abgeschiedenheit der Höfe wirkte wiederum isolierend und beschränkte den Kontakt mit benachbarten Dritten.

Alois G. wurde oft von seinen Pflegeeltern geschlagen, er sah in den Botengängen, die er für sie erledigen musste, immer eine willkommene Abwechslung: «Ja, ich musste viel ins Dorf, um Telefonanrufe auszurichten--. Ich war immer ganz froh, wenn ich einmal wegkam, ich ging auch gern einkaufen.»[515] Auf die Frage, ob er mal Besuch bekommen habe, reagiert Alois G. ganz erstaunt: «Besuch gehabt, ich für mich?»[516] Auch Willi B. wurde stark isoliert, so durfte er nie mit anderen Kindern spielen: «Ich durfte nicht zu den anderen Kindern. Nein, sie haben mich immer geholt.»[517] Kontakt zu Dritten wurde meistens so gut wie möglich unterbunden. Dies vielleicht auch, weil die Gefahr bestand, dass Besucher von allfälligen Misshandlungen erfuhren. Im Fall von Willi B. lösten die Pflegeeltern dieses Problem dadurch, dass sie ihn in solchen Situationen in den Keller sperrten: «Vom Haus aus sah man nach unten. Wenn jemand kam, haben sie mich immer in den Keller gesperrt, damit ich nicht sagen konnte, was so passierte.»[518]

Weniger gut konnten die Pflegeeltern die Kontakte während der Schulzeit kontrollieren, weswegen sie wohl auch versuchten, diese Freiräume so stark wie möglich zu begrenzen. Viele Betroffene erzählen, dass sie meist nur unregelmässig zur Schule gingen, je nachdem wie viel Arbeit auf dem Hof anfiel. So berichtet beispielsweise Ruedi N.:

«Wenn die Gülle (Jauche) ausgefahren wurde oder wenn etwas auf dem Hof war, dann hiess es: ‹Bub, du bleibst dann heute zu Hause.› Oder. Und der Lehrer hat das geduldet. Er hat das gewusst. Er hat sich gar nicht gewehrt.»[519]

Ruedi N. bringt hier auch zum Ausdruck, dass er froh gewesen wäre, wenn der Lehrer sich dafür eingesetzt hätte, dass er öfters in die Schule hätte kommen können. Zudem wurden hier wichtige soziale Kontakte beschränkt, aber selbst wenn die Kinder die Schule besuchten, so mussten sie meist unverzüglich nach Schulschluss auf den Hof zurückkehren. Freundschaften entstanden so selten, da die Betroffenen kaum Freizeit hatten:

«Und ich habe immer so knapp in die Schule gehen können, dann habe ich springen (rennen) müssen in die Schule. Ich kam jeweils_ ich kam immer zu spät, und der Lehrer, der hat dann das verstanden, der hat das gewusst und - hat mich nicht auch noch gestraft deswegen. Und wenn ich nach Hause kam, dann musste ich zuerst abwaschen, dann musste ich helfen gehen, und wenn wir - aufs Feld helfen gehen mussten und wenn sie fertig waren, dann musste ich zu den Nachbarn helfen gehen, und dann am Abend um zehn konnte ich dann jeweils, vielleicht die Aufgaben machen - und ----. Ja, das ist, das ist_.»[520]

In diesem Zitat sieht man im Unterschied zu Ruedi N.s Aussage, dass Ruth S. froh war, dass der Lehrer in dieser Situation nicht noch Druck machte und einfach tolerierte, dass sie jeweils zu spät kam.

In all diesen Beispielen zeigt sich deutlich, dass sich die Verdingkinder am untersten sozialen Rand befanden und auch in der Pflegefamilie – sofern sie an einem schlechten Pflegeplatz untergebracht waren – die unterste hierarchische Stufe einnahmen: «Das Verdingkind musste sich unterordnen, es konnte von allen Familienmitgliedern eingesetzt werden und hatte dauernd verfügbar zu sein.»[521]

Hannes F. und Ida N., die mit ihren Pflegeplätzen zufrieden waren, berichten hingegen, dass sie durchaus mit anderen Kindern spielen durften, wenn die Zeit dafür vorhanden war. Eliana D. hingegen sagt, dass sie in einem begrenzten Umfeld lebten und nur wenige Kontakte mit Aussenstehenden hatten, aber sie ihre Situation dennoch als Freiheit begriff:

«Und so, ja, ich hatte eine ganz, ganz grosse Freiheit -- wir lebten, eben_ lebten in diesem riesigen Garten mit, mit sonst keinen Kindern, nur wir zwei, sehr wenig Kontakt sonst zur Aussenwelt, ausser mit diesen kranken Menschen halt, mit diesen Pflegebedürftigen.»[522]

An guten Pflegeorten wurde der Kontakt zu Dritten nicht unbedingt gefördert, aber immerhin nicht klar behindert. Allerdings zeigt das Beispiel von Eliana D., dass auch ein spärlicher Kontakt zu weiteren Personen nicht unbedingt als negativ empfunden wurde, wenn die Familie harmonisch zusammenlebte. Mit «Freiheit» wurde insgesamt die Lebenssituation bezeichnet, sie bezieht sich nicht speziell auf Freiräume ausserhalb der Pflegefamilie.

Kam es zu Kontakt mit Aussenstehenden, so waren diese oftmals durch Abwertungen geprägt. So berichtet Ida N., dass ihre Pflegemutter sie aufmuntern musste, wenn sie von anderen Personen als Pflegekind verlacht worden war:

> *«Wirklich _ das Umfeld -- da hat man dann schon manchmal zu spüren bekommen, dass wir nur Pflegegofen (abwertend für Pflegekinder) sind. Ich sag es jetzt, wie es gewesen ist. Gut, damit hat man leben müssen. Unsere Mutter hat uns einfach immer gesagt, eh --, probiert, dass ihr diesen Leuten beweisen könnt, dass aus euch auch etwas wird, denn ihr seit nicht weniger wert als die anderen. Und das ist sehr, sehr hilfreich gewesen, das muss ich schon sagen.»*[523]

Eliana D. wurde häufig gehänselt, weil sie zwei Nachnamen hatte, also den «echten» ihrer leiblichen Eltern und denjenigen von ihren Pflege- und späteren Adoptiveltern. Ihr Vater hat ihr bezüglich der Sticheleien geraten, dass sie immer aufrecht gehen und sich nicht unterkriegen lassen soll:

> *«‹Du, die lachen mich einfach immer aus, dass ich Ru. heisse.› Da hat er gesagt: ‹Weisst du, Eliana, es gibt zwei Wege. Es gibt einen Weg unten durch, und es gibt einen Weg oben durch. Und im Leben kann man nicht_ muss man manchmal oben durch, manchmal kann, muss man unten durch, das ist nicht immer gleich. Und es gibt halt Leute, die mehr oben durch gehen - und andere, die mehr unten durch müssen. Aber eines sage ich dir, man kann beide Wege gerade gehen. Man muss nicht, wenn man unten durch geht, kriechen. Und glaube ja nicht, dass die, die oben durch gehen, immer gerade laufen. - Und jetzt stehst du einfach vor den Spiegel am Morgen, schaust in den Spiegel und sagst: ‹Ich bin Eliana L.›, und dann weisst du, der liebe Gott hat dir da hinten ein Lineal gegeben, und das ist, ein Lineal ist etwas Gerades. Musst einfach immer denken: ‹Dieses Lineal ist in meinem Rücken und ist dafür da, dass ich gerade stehe.› Dann schaust du in den Spiegel und sagst: ‹Ich bin Eliana L.› - und wenn sie dich auslachen, dann denkst du an den Spiegel, stehst gerade hin und sagst: ‹Ich bin Eliana L.› --- Und das habe ich gemacht. Und das ist mir im ganzen Leben so nachgegangen. Jedes Mal, wenn ich irgendetwas hatte, bei dem ich das*

Gefühl hatte, hm, stand ich an den Spiegel und sagte mir: ‹Ich bin Eliana L. Und ich gehe jetzt gerade, egal, ob ich jetzt da durch den Tunnel muss oder ob ich oben durch kann, ich gehe einfach gerade.› Und das ist, ja, das ist etwas, das mich das ganze Leben begleitet hat.»[524]

Anhand dieser beiden Beispiele wird deutlich, dass die Pflegekinder unter allgemeinen gesellschaftlichen Diskriminierungen zu leiden hatten, dass aber die Unterstützung durch die Pflegeeltern einen Teil dieser Last abfedern konnte.

Kontakt zur leiblichen Familie

Die Verdingkinder hatten neben den oben beschriebenen Formen der sozialen Isolation auch kaum Kontakt zu ihren leiblichen Familien. Die Gründe dafür waren vielfältig.

Alois G. wurde beispielsweise von seinem Vater ferngehalten, obwohl er unweit von ihm platziert war. Wenn die Pflegeeltern mit ihm auf dem Weg in die Bibelstunde waren, so liessen sie ihm keine Zeit, seinen Vater zu sehen:

«Und Ihr Vater?

Den sah ich selten. Ausnahmsweise an einem Sonntag, wenn ich frei hatte und mal zu Hause vorbeikam. Wenn wir in die Stunde (Bibelstunde) gingen, kamen wir dort vorbei, ich musste aber weitergehen.

Dann gingen Sie zum Vater?

Ich musste am Haus vorbeigehen. Da konnten sie aber laufen (daran vorbeieilen).»[525]

Für eine Pflegefamilie gab es verschiedene Gründe, ihre Pflegekinder von den leiblichen Eltern fernzuhalten. Einerseits mussten einige von ihnen wohl befürchten, dass die Kinder von den Misshandlungen erzählen würden. Andererseits versuchte man, den Kontakt zu den Eltern zu unterbinden, in der «guten» Absicht, den schädlichen Einfluss der armen und als faul betrachteten Eltern zugunsten einer Erziehung zu Fleiss und Arbeitsamkeit zu unterbinden.

Selbst wenn der Kontakt nicht unterbrochen wurde, so litt die Beziehung von den Kindern zu ihren Eltern sowohl an der geringen Häufigkeit und Intensität wie auch an der unbefriedigenden Qualität.

Oftmals waren auch die Geschwister fremdplatziert, und ein Zusammenkommen war selten. Viola G. berichtet über ihre leibliche Familie: «Aber die Geschwister_ ich_ da ist der Vater, ich glaube am 60. Geburtstag des Vaters waren wir zum ersten Mal alle beisammen zu Hause.»[526] Eine tiefere Beziehung konnte bei den nur gelegentlich stattfindenden Besuchen nicht entstehen, wie Jakob R. veranschaulicht:

> *«Ja, mehr oder_ ja Kontakt, ich hatte eigentlich_ ich war eigentlich_ ich war manchmal drei, vier Jahre weg, wir haben uns nie geschrieben, ich habe nie nach Hause geschrieben oder so. --- Manchmal bin ich so per Zufall nach Hause oder so, aber dass wir jetzt_ wie soll ich sagen? --- Dass ich hätte sagen können: ‹Das ist meine Mutter und das ist mein Vater›, - das konnte ich eigentlich nie sagen. Ich habe kein_ wie sagt man dem? -- Ich hatte kein Verhältnis, nicht, ich, ich hatte nichts von denen.»*[527]

Auch Gisela W. hat ihre Eltern nur wenig gekannt:

> *«Und - ja, die Mutter habe ich schon ab und zu gesehen. Also ich habe sie gekannt. Aber ich konnte einfach keine Beziehung zu ihnen haben, wenn man nicht zusammen aufwächst.»*[528]

Regula S. fühlte sich an den Sonntagen, die sie bei ihrer Familie zu Besuch war, nicht richtig dazugehörig: «Ich habe dann dort eigentlich auch kein rechtes Heim mehr gehabt, ich war nirgends – recht zu Hause.»[529] Reto B. kannte seine Eltern gar nicht richtig. Er habe erst mit 16 Jahren und nach zahlreichen Umplatzierungen erfahren, dass seine Eltern noch existierten und um sein Sorgerecht stritten. Die leiblichen Eltern konnten also aufgrund des seltenen Kontakts keine Stärkung und Ressource für ihre Kinder sein.

Teilweise erlitten die Pflegekinder noch weitere Enttäuschungen durch ihre Eltern. Das Gefühl, wertlos zu sein, wird Ida N. nicht durch ihre Pflegeeltern vermittelt, sondern durch ihre Beziehung zur Mutter:

> *«Und die Mutter, die ist gestorben irgendwann in den 80er-Jahren. Zu ihr habe ich den Kontakt total abgebrochen. Ich habe einfach gefunden, erstens mal diese ganze Situation, ich will mit dem nichts zu tun haben, und wert ist man ja eh nichts.»*[530]

Willi B. kehrte nach seiner Flucht vom Verdingort zu seinem Vater zurück. Dieser war jedoch mit einer neuen Frau verheiratet und hatte mit ihr eine zweite Familie gegründet.

«Und dann in der Nacht bin ich hinaus und zu meinem Götti. Und so bin ich dort weggekommen. Und dann war ich bei meinem Götti danach, eine Weile. Und er hat geschaut, wo mein Vater ist. Und er hat ihn gefunden, in P. Und dann musste ich dort hin. - Dann hatte ich dort eine Stiefmutter. Sie hatte vier eigene Kinder. Dann war ich der Aussenseiter.»[531]

In diesen Beispielen war die leibliche Familie keine Unterstützung für die Kinder. Dies soll aber nicht zum Schluss führen, dass eine Beziehung zu den Eltern nicht wünschenswert ist. Denn wie im Kapitel «Bewertung der Fremdplatzierung» aufgezeigt, ist das Wissen über die Herkunft zentral für die Identität, auch wenn das effektive Treffen dann enttäuschend abläuft. Bei der Beziehung der Pflegekinder zu ihren Eltern kommt erschwerend ein Umstand hinzu, den Gassmann folgendermassen beschreibt: «Pflegekind sein heisst ausserdem, einen bestimmten *Status* in der Gesellschaft zu haben. Dieser Status kennzeichnet sich durch eine Diskrepanz zum ‹Normalfall› und beinhaltet, leibliches Kind in irgendeiner Art und Weise sowie möglicherweise in mehrfacher Hinsicht gescheiterter Eltern zu sein.»[532] Sich als Kind von gescheiterten Eltern zu verstehen und die Eltern vielleicht tatsächlich als gescheitert zu betrachten, belastet die Eltern-Kind-Beziehung. Hier kann wiederum der Gedanke von Wolf aufgenommen werden, dass um Verständnis für die Fremdplatzierung geworben werden soll. Auch kann eine Entlastung der Beziehung zu den Eltern erreicht werden, wenn die Gründe für die Fremdplatzierung in den generellen Umständen der Familie gesehen werden und weniger im Versagen der Eltern.

Als wichtig zu bewerten ist zudem der Kontakt zu den oftmals auch fremdplatzierten Geschwistern, der den Betroffenen oft gefehlt hat. So sagt Gisela W. über ihre Schwester:

«Da hatten wir eigentlich immer mehr oder weniger Kontakt. Eben schon durch ihre Pflegeeltern. Weil die haben das eher gefördert, dass man einander nicht ganz aus dem Gesichtsfeld verliert. - Was ja auch gut wäre, oder?»[533]

Sie bezeichnet die Pflegeeltern ihrer jüngeren Schwester als in dieser Hinsicht «sehr weitsichtig».[534] Gisela W. war über mehrere Jahre in einem Kinderheim untergebracht. Die «Weitsicht» ermöglichte es Gisela W., die Besuchstage bei ihrer Schwester und deren Pflegeeltern zu verbringen. Alois G. antwortet auf die Frage nach dem Kontakt zu seinen Geschwistern: «Wenig, wenig, ganz wenig. Der Kontakt fehlte, der fehlte [...].»[535] Alois G. konnte später vom Kontakt zu seinem

älteren Bruder profitieren, weil ihm dieser bei der Stellensuche half. Auch konnte er als Erwachsener mit seinen Geschwistern über die Verdingkindzeit sprechen. Für Alois G. war der Kontakt zu seinen Geschwistern eine Ressource, sowohl für den Einstieg in eine Firma als auch später für den persönlichen Austausch. Auch Ruedi N. hat später mit seinen Brüdern über die Erlebnisse der Kindheit sprechen können. Für viele allerdings war die Beziehung zu den Geschwistern allzu lange unterbrochen, und sie fanden nur zu einem losen Kontakt zurück.

Behörden

Aus der Sicht der Betroffenen wird deutlich, dass die Kontrollbesuche der Behördenvertreter für die Verdingkinder keine Gelegenheit boten, um ihnen ihre Situation zu schildern und über ihr Wohlergehen zu berichten. Die von Regula S. benutzten Wörter «Alibi-Übung» oder «Pseudo-Besuch» stehen für die Bewertung der Kontrollbesuche der meisten Pflegekinder.

> *«Da kam er einfach ein Mal im Jahr zu diesem Pflegeplatz schauen_ einfach seinen Pseudo-Besuch gemacht, der sich so gehörte für einen Armenvater. Und dann hat er jeweils gesagt: ‹Ja, du hast jedenfalls den Knopf aufgetan. Du hast zu essen und Kleider. Dir geht es gut.› Aber gefragt hat er mich nie.»*[536]

> *«Der ist ein Mal im Jahr einfach plötzlich aufgetaucht. Aber dann hat er mehr einfach mit der Stiefmutter, mit dem Stiefvater nie, mehr mit ihr_(geredet). Aber da war ich nie dabei. Und da haben sie irgend rasch ein Gespräch geführt, und dann, dann kam er zu mir und sagte: ‹Ich sehe, es ist_ es ist, sie sind glaub (wahrscheinlich) zufrieden mit dir, und es ist alles in Ordnung, und du kannst_.› Einmal hat er sogar gesagt: ‹Du kannst froh sein, dass du hier sein kannst, dann lernst du wenigstens etwas.› Ja, das war so das. Das war wirklich eine Alibi-Übung, würde ich meinen.»*[537]

Dass nicht mit den Kindern selbst gesprochen wurde, sondern meist nur mit den Pflegeeltern oder der Heimleitung, kommt in einigen der Interviews vor. Gisela W. beantwortet die Frage nach den Themen, die mit dem Vormund besprochen wurden, folgendermassen: «Ja, da haben sie hauptsächlich mit den Chefs gesprochen, nicht mit einem selbst.»[538] Sie erfuhr gar nicht, was beredet wurde. Ruth S. wurde sogar mit Schlägen bedroht, damit sie nicht auf die Idee kam, mit der Fürsorgerin zu sprechen:

«Und wenn die gekommen ist_ Dann, dann haben sie mir gedroht, ich habe_ ich habe nichts, ich bin ohne_ ich konnte nie mit ihr allein sein, also wenn ich, jeh, - wenn ich etwas gesagt hätte, die hätten mich geschlagen - und ich hatte immer Angst, dass sie mich noch mehr schlugen.»[539]

Ein weiterer Aspekt, der oft genannt wird, ist, dass die Besuche meist angekündigt wurden und die Pflegeeltern Zeit hatten, alles ordentlich herzurichten, um einen guten Eindruck zu hinterlassen. Dies beschreibt Gisela W.:

«Und dann ist er eben angemeldet worden, und dann hat man schöne Klei_ als_ das war noch bei den Bauersleuten. Man durfte schöne Kleider anziehen und so, und alles zum Besten. Und sagen durfte man ja nichts. Eben, dann war alles tipptopp, die wurden eben gut gehalten, oder?»[540]

Alois G. berichtet, dass alles in Ordnung war, wenn die Armenbehörde vorbeischaute, er hätte aber gleich danach «den Schuh wieder am Hintern»[541] gehabt. Ähnlich klingt es bei Ruth S.:

«Wenn sie gekommen ist, ist sie gekommen. Und dann hat sie, dann hat sie das Beste aufgetischt auf dem Tisch und, und - getan wie wenn heile Welt, und wenn sie gegangen ist, hat sie den Spiess gerade wieder umgekehrt. Und ich glaube eben, die haben damals Geld gekriegt, die haben ja Geld, die haben Geld erhalten für mich. Ja, und da ist's dann um das Geld gegangen und dann_.»[542]

Viola G. schildert ebenfalls kurz einen solchen Besuch:

«Hie und da kam der, und dann hiess es, der komme eventuell wieder, mach, dass du den Schrank aufgeräumt hast, und dann musste ich den Schrank picobello schön aufräumen, Kleider_ der schaute dann in den Schrank hinein.»[543]

Ein anderer Aspekt zeigt sich im Interview mit Jakob R., welcher an vielen verschiedenen Pflegeplätzen untergebracht worden war und deshalb verschiedene Vormunde gehabt hatte, an die er sich aber kaum erinnern konnte:

«Eben durch diese Vormunde, was ich nicht gesagt habe, ich hatte ja von ganz jung an Vormunde, viele verschiedene, ich kenne diese Namen nicht mehr, ich kann auch nicht mehr genau sagen, wo sie alle herkamen.»[544]

Die Behördenbesuche wurden von den Verdingkindern als Scheinhandlung bewertet. Die Kontrolleure gingen in keiner Weise auf die Kinder ein, durch die angekündigten Besuche war es ein Leichtes, ihnen etwas vorzugaukeln. Kontrolliert wurde der Kleiderschrank, nach dem Wohlbefinden wurde das Kind aber gar nicht erst befragt, wobei es unter den Drohungen der Pflegeeltern auch nichts hätte sagen können. Zudem kannten die Pfleglinge die für sie zuständigen Personen kaum.

Anders wird natürlich der Kontrollbesuch bewertet, wenn die Pflegeumstände gut waren. So erstaunt es nicht, dass Ida N. die Besuche anders beschreibt und bewertet:

> *«Dann sind die einfach gekommen und haben geschaut, ob alles gut ist. Sie sind dann wieder gegangen, und sonst hat man eigentlich nichts gehabt. Klar, wir hatten einen Vormund, der ist auch immer gekommen, das ist klar. Später hat man diese Vormundschaft, aber recht spät, gezügelt nach W., wo wir gewesen sind. Das ist dann der Lehrer gewesen von dort, das war kein Problem.»*[545]

Oder Hannes F., der zwar nie vom Beistand auf dem Hof besucht worden war, das aber nicht weiter schlimm fand und ihn als angenehmen Mann bezeichnet, der mit ihm den Konfirmandenanzug kaufen ging:

> *«Getauft bin ich im '38 worden. Und konfirmiert an Ostern '48. Und eben, wenn man verdingt wird, bekommt man einen Beistand. Den Beistand habe ich eigentlich nie gesehen. Es war ein gäbiger (angenehmer) Mann, aber da oben auf dem Hof habe ich ihn nie gesehen. Aber damals, bevor ich konfirmiert worden bin, musste ich nach T. gehen, mit dem Postauto. Und nachher war er da, und nachher gingen wir, wie hat er nun schon wieder__? Spar? Ja Spar-Okkasionen. Da gingen wir eine Okkasion-Bekleidung kaufen für das Ding_ für die Konfirmation. Ja.»*[546]

Hier wird deutlich, dass die oberflächlichen Kontrollbesuche kein Problem waren, wenn der Pflegeplatz in Ordnung war. Unter schlechten Bedingungen wurde ein solcher Besuch als eine weitere Ohnmachtssituation erlebt, in der die Verdingkinder keine Möglichkeit bekamen, über ihre Behandlung zu klagen, zu stark wurden sie von den Pflegeeltern unter Druck gesetzt. Zudem erwecken die Interviewpassagen den Eindruck, dass hauptsächlich die Kleidung und das Essen begutachtet wurden. Die Integration in die Familie und das Wohlbefinden der Kinder scheinen nebensächlich gewesen zu sein.

Das Erleben der Behörden als unfähige Kontrollinstanz hat bei vielen Betroffenen das Bild und das Verhältnis zu staatlichen wie kantonalen Behörden geprägt. Gar einen Hass auf die Behörden zu haben, berichtet Ruth S.:

«Hatten Sie als Jugendliche keine Erwartungen gegenüber den Behörden?
Ich hatte einen Hass auf die Behörden und habe den heute noch, den Hass auf die Behörden. Ich kann nicht_ als ich dann allein war mit meinen Kindern_ ich, ich wäre Tag und Nacht arbeiten gegangen, nur, nur, dass ich nie mit den Behörden etwas zu tun gehabt hätte. Weil, ich habe sie gehasst und hasse sie heute noch. Aus dem Grund einfach, dass, dass niemand etwas gemacht hat. Dass, dass alle geschwiegen haben, und, und_.»[547]

Dabei geht es ihr weniger darum, einer einzelnen Person Schuld zuzuweisen, als generell das damalige System zu kritisieren.

«Und da bin ich schon_ das war für mich schon_ da habe ich_ da sind bei mir wieder alle Ungerechtigkeiten_ habe ich immer gedacht: ‹Das ist, das sind genau die Behörden. Die haben gar keine Ahnung.› Die haben manchmal_ also, ich, ich habe manchmal das Gefühl, sie lassen von einem Schreibtisch aus, manchmal Zeug raus. Sie haben gar keine Ahnung, was, was effektiv da manchmal geht. Und früher ist es, ist es wahrscheinlich halt (eben)_ Ja, da war eine Fürsorgerin, aber die, die hatte wahrscheinlich so viele Sachen, sie hatte wahrscheinlich gar keine Zeit, um das_ also, ich gebe nicht ihr die Schuld.»[548]

Eliana D. berichtet über ihr Erstaunen, als sie aus den Erzählungen ihrer Geschwister über die Missstände und Versäumnisse in der behördlichen Praxis erfuhr, was ihr Bild der Schweiz als Rechtsstaat negativ prägt:

«[…] ich hatte unheimlich Glück. (klopft mit Händen auf Tisch) Also einfach_ es ist fast ungerecht. Habe fast manchmal ein schlechtes Gewissen gegenüber diesen Geschwistern, die, die so mussten, die mussten wirklich leiden. Und das, das ist etwas, das mir schon noch_ das ist etwas, das mir zu schaffen machte, als ich sie dann kennenlernte. Nicht dass ich sie nicht hatte, das hat mir nicht, kein, nichts gemacht, gar nichts. Aber dass die so einen Weg gehen mussten, bis sie dann mal gross waren und gewisse Sachen selber wählen konnten. Das dünkte mich wahnsinnig. Und dass das in einem Rechtsstaat, wo wir sind, wo wir uns erheben über was weiss ich was, über verschiedene andere Staaten und das Gefühl haben, wir seien_ haben so viele Grundrechte und_ das fand ich ganz schlimm. Das war mir gar nie so bewusst, vorher.»[549]

Auch Reto B. klagt, dass der Staat kein gutes Vorbild war:

> *«Ja. Dass all die Sachen, die geschehen sind, nicht nur mit mir, mit vielen von uns, dass da rechtlich der Staat ganz ein schlechtes Vorbild war.»*[550]

Für andere hingegen hat sich das Bild der Behörden geändert, die damaligen Praktiken werden als Zeitphänomen und der Vergangenheit angehörend gewertet. So sieht es Ruedi N.:

> *«Das war damals einfach so. Darum habe ich auch begonnen_ begonnen, skeptisch zu werden, als man von Wiedergutmachung zu sprechen begann. Dieses Wort mag ich nicht hören. Es war eine Zeit, wo das gang und gäbe war, in der die Behörden nichts anderes wussten. Es geht doch darum, dass solche Zustände nicht wieder kommen.»*[551]

Nicht um die damaligen Versäumnisse geht es Jakob R., sondern er beklagt, dass sich die Behörden auch heute noch unkooperativ verhalten, wenn es um die Akteneinsicht geht:

> *«Nein, nein, die sollen, das Wichtigste, das Wichtigste, dass sie allen Leuten sagen können, wenn sie mit dem Zeug zu tun haben, ist, dass es endlich, endlich so wird von der Regierung aus, dass die Behörden die Akten rausgeben müssen. ---- Da wirst du ja gerade fortgejagt, wenn du zu den Behörden gehst, hier weiss ich es nicht, aber wenn du da ins M. zu den Behörden gehst (lacht) und denen sagst, du willst diese Akten, diese Akten von dir, da jagen sie dich gerade fort!--»*[552]

Die Betroffenen fühlen sich in dieser Hinsicht immer noch benachteiligt. Denn ihnen wäre die Akteneinsicht für eine Aufarbeitung ihrer Geschichte wichtig, um Wissenslücken über ihre Vergangenheit schliessen zu können, um besser verstehen zu können, welche Umstände damals ausschlaggebend waren, und nicht zuletzt auch, um an Glaubwürdigkeit zu gewinnen.

Schule

Die Schule ist für alle Betroffenen ein zentrales Thema. Die Schule ist für die Pfleglinge der wichtigste Ort ausserhalb der Pflegefamilie. Deshalb gilt es, die Schule genauer zu betrachten. War für einige die Schule die Fortsetzung der täglichen Schikanen, so war sie für andere ein Zufluchtsort oder gar ein Ort der Anerkennung.

Reto B.

Reto B. wurde 1943 geboren, sein Vater war, wie viele andere, Soldat an der Grenze. Die Mutter ging oft arbeiten, sodass seine Schwester schon länger bei der Grossmutter lebte. Mit zwei Jahren kam er auch zu ihr, dort herrschte aber grosse Platznot, da bereits mehrere Kinder bei ihr untergebracht waren. Sie mussten sich zu fünft eine Schlafstube teilen. Deshalb musste Reto B. von dort weg und kam zu einem Pfarrer. In den folgenden Jahren wurde Reto B. aus verschiedenen Gründen ständig neu platziert: Unfall der Pflegemutter, Blitz schlug in das Wohnhaus ein, Pflegevater war starker Alkoholiker, er wurde Opfer sexueller Übergriffe, und oftmals wurde ihm der Grund für die Umplatzierung nicht mitgeteilt. Reto B. kann sich an fast alle Orte und Familiennamen erinnern. Er erinnert sich an mindestens dreissig verschiedene Plätze.

Die Umplatzierungen hörten auf, als er bei der Arbeit auf einem Hof versehentlich auf ein vergessenes Munitionsdepot der Armee einschlug und bei der Explosion schwer verletzt wurde. Er verlor dabei einen Teil seiner linken Hand und verbrachte mehrere Monate im Krankenhaus. Seine verletzte linke Hand wurde zu seinem grössten Handicap. Weil er so nicht mehr richtig arbeiten konnte, wollte ihn niemand mehr durchfüttern. Auch stellte sich die Suche nach einer Lehrstelle als schwierig heraus. Er begann die Ausbildung als Psychiatriepfleger, brach sie jedoch kurz vor dem Abschluss ab. So arbeitete er nachher als Lastwagenfahrer. Wenn er frei hatte, ging er immer in den Zoo, und er streichelte dort die Wildkatzen durch die Gitterstäbe. Er hatte viel mehr Vertrauen zu den Tieren als zu den Menschen. Seine Begabung verhalf ihm dann zu verschiedenen Stellen in der Tierbetreuung. Zum Zeitpunkt des Interviews arbeitet er mit Rettungshunden.

Er ist zum dritten Mal verheiratet. Das erste Mal stellte sich einige Monate nach der Hochzeit heraus, dass seine Ehe ungültig war, weil seine Frau in Italien bereits verheiratet war. Die zweite Ehe war ebenfalls unglücklich, da seine Frau von einem anderen Mann schwanger wurde. Er liess sich dann scheiden, aber verlor dabei viel Geld. Zum Zeitpunkt des Interviews lebt er getrennt von seiner dritten Frau und konzentriert sich auf die Arbeit mit den Tieren.

Ersteres gilt für Reto B. Er wuchs an Dutzenden von verschiedenen Orten auf, er wurde ständig wieder umplatziert. Die Schule wurde für ihn zum Ausdruck der Absurdität seiner Situation, da er durch den häufigen Ortswechsel dem Schulstoff oftmals nicht folgen konnte. Für ihn verlor die Schule dadurch an Sinn:

«Ich, ich weiss nur noch, dass ich gesagt habe, für was gehe ich überhaupt noch in die Schule. Sie haben ja an jedem Ort etwas anderes.»[553]

Erst recht versteht er nicht, wieso er sogar ins Welschland versetzt wurde, obwohl er nicht einmal die Sprache beherrschte:

«Und dann nachher_ es hiess, ich könne_ ich_ sie hätten jetzt etwas gefunden für mich. Und dann kam ich nach L. Und wieso ich dorthin kam, das ist für mich immer noch das grösste Rätsel. Oder. Erstens haben sie französisch gesprochen. Ich habe kein Wort verstanden. Und_ und der Lehrer, der dort war, hat zwar gebrochen deutsch gesprochen. Und dort war ich auch wieder bei einem Bauern. Er hatte hauptsächlich Ziegen. Und dort war ich etwa - ¾ Jahr war ich dort. Nachher kam ich in L. zu einer anderen Familie, die deutsch sprach. Weil_ dort_ die Lehrerin hat dann jeweils etwas gesagt, aber ich habe sie in Gottes Namen nicht verstanden. Oder. Und ich sass praktisch in der Schule__ [...] Ich sass praktisch in der Schule und_ rechnen_ rechnen konnte ich. Eh, schreiben__ was konnte ich. Da haben sie mir einfach gedeutet, dass ich das abschreiben müsse, auf Französisch, oder.»[554]

Am Beispiel von Reto B. wird die Problematik der ständigen Umplatzierungen ersichtlich. Hier spiegelt sich in der Beschreibung der Schulsituation der Umgang mit ihm als Verdingkind, welches beinahe sinnlos ständig an einen anderen Ort verschoben wird. Dies gar über die Sprachgrenzen hinweg, was ihn gänzlich an der Partizipation am Unterricht hindert. Die Schule verstärkt hier das Empfinden von Ohnmacht und Entwurzelung.

Dagegen war für Ruth S. die Schule ein sicherer Ort, an welchem sie weder vom Pflegevater missbraucht noch von der Pflegemutter geschlagen wurde:

«Ich bin gerne zur Schule gegangen, weil ich dort, dort habe ich irgendwie das Gefühl gehabt ---- dort, dort versteht man mich oder, dort, wenn ich, wenn ich in der Schule war, wurde ich nicht geschlagen, wurde ich nicht missbraucht. Das war für mich, das war für mich fast wie ein Zufluchtsort. Dort, die zwei Stunden oder drei Stunden, während welchen ich in der Schule war, habe ich gewusst, der (Pflege-)Vater kann mir nicht wieder - die Kleider ausziehen und

mich missbrauchen. Und - sobald ich wieder gegen das Haus heimgekommen bin, kam die Angst wieder: ‹Ist er allein daheim, macht er es wieder?›»[555]

Ähnlich fühlte Viola G., welche die Schule als Erholung vom täglichen Arbeitspensum in der Pflegefamilie empfand:

«Doch und das war, beinahe gesagt, in der Schule, wenn ich dort war, war das für mich einfach frei. Einfach nicht dieser Druck wie zu Hause. Das musst du jetzt, und jenes musst du jetzt. Ja.»[556]

In diesen zwei Zitaten wird die Schule als eine Art Freiraum verstanden, sie hatte für die Betroffenen eine entlastende Wirkung. Sie war ein Raum, der sich der Kontrolle durch die Pflegeeltern entzog. Doch neben dieser örtlichen Dimension hatte auch der Lehrer oder die Lehrerin selbst durch die Behandlung der Pflegekinder einen grossen Einfluss auf das Selbstverständnis und Selbstbewusstsein der Kinder, wie in folgendem Zitat von Regula S. deutlich wird. Dabei ist zu erwähnen, dass es sich beim ersten erwähnten Lehrer um den Armenvater handelt.

«Und in der Schule - hat er einfach meinen Bruder enorm geplagt wegen des Stotterns. Der hat den manchmal x-mal einen Satz lesen lassen, bis er, bis er ihn dann ohne zu stottern lesen konnte. Und das hat mich manchmal fast verrissen, und deshalb habe ich ihn noch viel mehr gehasst. ---- Und dort hatte ich eigentlich keine Unterstützung von diesem Mann, für den war ich einfach wirklich dieses Verdingkind und, und bin einfach so mit gelaufen. Das war auch der, der schuld war, eben, dass ich nicht in die Sek konnte. Aber dann in der Oberschule, dort hat es dann geändert. Siebte, achte, neunte hatten wir einen alten Lehrer, ein ganz strenger. -- Und ich weiss nicht, was Schuld war, der hat einfach -- der konnte mir Dinge rüberbringen (Inhalte vermitteln), die, die sonst niemand konnte. Er hat mich auch gefördert und gefordert. Er liess mich die anderen Aufsätze korrigieren, er hat_ er hat, wenn, wenn man vorsingen musste und sie falsch gesungen haben, hat er gesagt, ich solle helfen. Wenn er irgendwie schnell weg musste hat er gesagt: ‹Regula, geh nach vorne eine Geschichte erzählen, dann halten sie sich still.› Das war, das war wirklich ganz, ganz ungeheuerlich, was der bewirkt hat. Seine Tochter hat mich dann noch Schreibmaschine schreiben gelehrt. Die hat auf der Gemeindeverwaltung gearbeitet. – Und die_ die haben, diese Familie hat wirklich -- mir Sachen fürs Leben mitgegeben, die ---- die, wenn das nicht gewesen wäre, ich weiss nicht, wie das mit mir rausgekommen wäre, ich weiss es nicht. Das wäre nicht gut rausgekommen mit

mir. – Der liess mich auch nie spüren, dass ich anders bin als die anderen, im Gegenteil. -------- Er wusste auch, wenn ich zu spät kam, warum ich zu spät komme. Er hat nie etwas gesagt, er --- er hat mich auch gelobt, wenn es ein wenig Grund gab, hat er mich gelobt. --- Und ich denke, diese drei Jahre haben mir dann schon - einen gewissen Boden gegeben, eben für ins Welsche und für diese Lehre, die, die enorm wichtig waren, ja.»[557]

Es zeigt sich, dass die Schule sowohl Ausdruck der ohnmächtigen Position der Verdingkinder und ein weiterer Ort der Abwertung sein konnte als auch als geschützter Raum und Ort der Förderung und Anerkennung erlebt werden konnte.

Nach den ersten vier Primarschuljahren wurde jeweils entschieden, wer die Sekundarschule besuchen durfte und wer die Schulzeit in der Primarschule beendete. Diese Selektion ist ebenfalls ein wichtiges Thema in den Biografien der Betroffenen. Denn meist wurden sie sich in dieser Situation ihrer minderen sozialen Stellung schmerzhaft bewusst, und sie erlebten eine strukturelle Benachteiligung und persönliche Enttäuschung.

Die Gründe, welche gegen den Besuch der Sekundarschule sprachen, waren zahlreich. So war der Übertritt in die Sekundarschule sowieso nur wenigen vorbehalten. Alois G. antwortet auf die Frage, welche Schule er besucht habe, dass der Übertritt in die Sekundarstufe generell die Ausnahme war:

«Ich machte die Primarschule. Damals wusste man von nichts anderem. Es hätte zwar eine Sekundarschule gegeben, aber dann hätte ich nach S. gehen müssen: Dorthin konnte etwa ein Kind pro Jahrgang gehen.»[558]

Im Interview mit Hannes F., der gerne in die Sekundarschule gegangen wäre, zeigen sich noch weitere – praktische – Schwierigkeiten, die ein Besuch der Sekundarschule mit sich gebracht hätte:

«Eben, und nachher im vierten Schuljahr ging es darum_ hat es geheissen, du solltest in die Sekundarschule. Nachher aber, da hätte ich ja nach E. gehen müssen. Das war 15 Kilometer ein Weg. Dazu hätte ich aber ein Velo gebraucht. Oder dann im Winter mit dem Postauto. Da hat es noch Winter mit viel Schnee gegeben. Da hatte jeweils noch das Postauto Mühe, herumzufahren. Und ich weiss nicht_ dann hätte man mir_ ob man mir dann das Essen mitgegeben hätte oder ob ich auswärts zu Mittagessen bekommen hätte. Das war damals nicht so organisiert. Ja, heute müsste ja die Fürsorge_ oder weiss nicht was, dafür aufkommen. Damals hiess es, das können wir uns nicht leisten. Und du

Jakob R.

Jakob R. wurde 1938 als viertes Kind und erster Sohn einer armen Familie geboren. Sein Vater arbeitete als Melker bei einem Bauern. Seine Eltern verdienten nicht genug Geld, um alle ernähren zu können, so wurde er mit viereinhalb Jahren von seiner Mutter zu einem Bauern fortgebracht.

Dort schlief er in einem – wie er es nennt – Verliess ausserhalb des Hauses und musste gleich überall mitarbeiten. Oft wurde er auch geschlagen. Rückblickend scheint es ihm, als wäre er wie ein Tier gehalten worden.

Als er älter und grösser wurde, begann er zu rebellieren. Er bereitete am Pflegeplatz Schwierigkeiten und wurde wieder nach Hause geschickt. Er wurde von der Mutter abgeholt, aber zu Hause ging es ihm auch nicht besser, weil er vom Vater oft geschlagen wurde. Er kam dann wieder zu einem Bauern, fand dort aber ebenfalls keinen Anschluss und wurde daraufhin einige Male umplatziert oder lief davon. Um nicht zu verhungern, stahl er Esswaren und Geld. Daraufhin kam er in ein Erziehungsheim, wo er etwa zwei bis drei Jahre war, bis er konfirmiert wurde. In dieser Zeit wurde Jakob B. – wie er selbst sagt – erst richtig zu einem Gauner. Er floh von dort und wurde wiederum straffällig, worauf er dann das erste Mal richtig verurteilt wurde und ins Gefängnis kam. Auf mehrere Ausbrüche und Diebstähle folgten Verurteilungen, Gefängnis- und schliesslich eine Zuchthausstrafe. Nach dem Zuchthaus ging es einige Zeit gut, dann wurde er zum wiederholten Male straffällig und ging ins Ausland. Er arbeitete in Holland auf dem Schiff und lernte seine erste Frau kennen, mit welcher er einen Sohn hat, den er aber so gut wie gar nicht kennt. Er verliess die Frau und ging nach Südfrankreich, wo er im Gefängnis landete. Jakob R. ging danach nach London zu einer Frau, mit der er während des Gefängnisaufenthaltes in Briefkontakt getreten war. Sie wurde seine zweite Frau und kam mit ihm in die Schweiz, aber wieder lief alles schief, und er liess sie im Stich, obwohl er mit ihr noch einen Sohn hat.

Die letzten Jahre vor seiner Pensionierung arbeitete er bei der Post. Er hat sich besonders durch seine dritte Frau stark verändert. Er wollte zwar immer wieder abhauen, aber sie konnte ihn jeweils überzeugen, zu bleiben. Er bezeichnet sich als wie ausgewechselt, er könnte nicht mehr einfach weglaufen. Sie habe ihn quasi «umgedreht», und heute halte er sich auch an die Gesetze und an moralische Grundsätze.

musst_ das vermögen wir nicht, du musst arbeiten, und wir brauchen dich zum Arbeiten. Ich ging dann während neun Jahren in W. in die Primarschule, und hintendrein muss ich eigentlich sagen, bin ich froh, dass ich nicht die Sekundarschule besucht habe. Denn ich hätte ja die Aufgaben nicht machen können. Denn ich hatte keine Zeit.»[559]

Insgesamt gab es weniger Sekundarschulen als Primarschulen, und je nach Wohnort verlängerte sich der Schulweg stark und wäre nicht mehr zu Fuss in vernünftiger Zeit zu bewältigen gewesen. Ausserdem hätte es die Möglichkeit einer auswärtigen Verpflegung bedingt, die nicht gegeben war oder eben nur verbunden mit einem finanziellen Mehraufwand. Die ganztägige Abwesenheit hätte sich zusätzlich auf die Arbeitszeit ausgewirkt, ebenso der Zeitaufwand für die Hausaufgaben.

Bei den Mädchen kam der Aspekt hinzu, dass eine gute Ausbildung als unnötig angeschaut wurde. So hielt Regula S.' leiblicher Vater dies gar für überflüssig: «Ich wäre auch gerne in die Sek gegangen, aber dort hatte mein Vater das Gefühl, das sei nicht nötig für ein Mädchen.»[560]

Viola G. musste gar nach der achten Klasse die Schule beenden, weil sie die erste Klasse wiederholt hatte und somit die üblichen neun Jahre Schulzeit absolviert hatte. Jakob R. und Reto B. haben durch die vielen Umplatzierungen die Schule kaum je richtig besucht. Ruedi N. beklagt die daraus längerfristig erwachsenden Nachteile: «Die schlechte Schulbildung, die ich hatte, die hat mir dann auch nicht weitergeholfen.»[561]

Nicht nur bezogen auf die Schule, sondern insgesamt fühlten sich viele der Betroffenen als Kind nicht gefördert in ihren Fähigkeiten. Alois G. äussert sich dazu folgendermassen:

«Ich war noch so einer, der etwas hätte lernen können, praktisch, ich hatte theoretisch die Masse im Kopf, ich schnäfelte (basteln) gern etwas, alles von Hand, als man noch keine Maschinen hatte.»[562]

Willi B. meint ganz grundsätzlich, dass er «zu wenig intelligent geworden» sei.[563] Jakob R., der während der Verdingzeit schon Einbrüche und Diebstähle begangen hat, meint rückblickend zur verpassten Förderung seiner Geschicklichkeit:

«Eben, wenn man noch ein wenig Sachen mitbekommt von Geburt an, die man hätte fördern können, aus denen man etwas hätte machen können. Ich schnitze zum Beispiel auch und haue Stein, das ist so_ da wäre ich also, das darf ich

sagen, schon ziemlich gross herausgekommen. -- Wenn man das hätte fördern können.»[564]

Für einige war die Schule ein Zufluchtsort, an welchem sie Anerkennung erfuhren. Doch für andere war die Schule mehr eine Last. Einerseits, weil ihnen kaum Zeit für den Schulbesuch und die Aufgaben zugestanden wurde, andererseits, weil sie unter den Abwertungen und Schikanen der Lehrperson litten. Generell fühlten sie sich schlecht gefördert und persönlicher Entwicklungschancen beraubt. Gerade auch wenn ihnen der Besuch der Sekundarschule verwehrt wurde, fühlten sie sich auf ihren Status als Arbeitskraft reduziert und wurden sich ihrer Herabsetzung und Stigmatisierung einmal mehr bewusst.

Übertritt ins Arbeitsleben

Für viele Pflegekinder war keine gute Ausbildung vorgesehen. Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein wurden aus Pflegekindern meist Mägde oder Knechte, und sie waren da, um anderen zu dienen. Deutlich wird dies im Interview mit Gisela W., die von einem Mädchenheim aus eine Lehrstelle suchte. Die Heimleitung liess keinen Zweifel daran aufkommen, wohin der berufliche Werdegang der Pfleglinge, die aus armen Familien stammten, führen sollte:

«Und Berufsvorstellungen? Ist das während der Schule diskutiert worden?
Nichts. Gar nichts. Nein. Und eben wie gesagt, für gewöhnliche Kinder war eben Dienstmädchen das Richtige, von der Vorsteherin aus gesehen, dazumal. Alle hätten Dienstmädchen sein sollen. Gut genug für die, oder?»[565]
«Und dann, eben wäre ich gerne Handarbeitslehrerin_, weil ich gerne handarbeitete, oder. Und dann hat es geheissen, das sei nichts für arme Kinder, arme Mädchen. Da gebe es Reichere, das sei diesen vorbehalten. Aber ich könnte ja eine Schneiderinnenlehre machen. Dann habe ich gesagt, nein, wenn ich das Eine nicht kann, lerne ich das Andere auch nicht (lacht). Und dann habe ich Verkäuferin_ notgedrungen. Sie haben mir einfach das vorgeschlagen, etwas anderes gab es nicht, oder? Oder einfach in Haushalten bleiben, und das wollte ich nicht. Ich war nicht so gut dafür geeignet, immer der Obrigkeit die Sache zu machen.»[566]

Auch wenn für die Pflegekinder keine gute Ausbildung vorgesehen war, so fällt dennoch auf, dass die meisten Betroffenen der Stichprobe eine Lehre absolviert haben. Zu beachten ist in dieser Hinsicht, dass die Personen dieser Stichprobe in den 1920er-Jahren oder später geboren sind, wodurch die meisten von ihnen in der Zeit kurz nach dem Zweiten Weltkrieg eine Stelle suchten und aufgrund der guten wirtschaftlichen Lage entweder sofort oder mit etwas Verzögerung eine Ausbildung beginnen konnten. So wirkten sich wohl der fehlende Sekundarschulabschluss und die finanziellen Hürden weniger stark auf die beruflichen Möglichkeiten dieser Betroffenen aus als in den Jahren davor.

Sowohl bei den jungen Männern wie auch bei den jungen Frauen war es üblich, dass sie nach der Schule zuerst ein Welschland- beziehungsweise ein Haushaltslehrjahr machten und erst danach eine Lehre begannen. Die Jungen fanden oft eine Stelle als ungelernte Hilfsarbeiter, woraus sich anschliessend die Gelegenheit ergeben konnte, eine Ausbildung zu absolvieren, wie beispielsweise bei Willi B.:

> *«Das war ein Handwerkergeschäft. Und dann musste ich dort, den Handwerkern_ musste das Geschirr und Spachtel und den Boden putzen und so. Und das hat mir nicht gefallen, oder. Dann habe ich dem Meister gesagt, ich wolle kündigen. Das ginge nicht, es gefalle mir nicht. Und dann sagte er, warum ich kündigen wolle. Und ich sagte, ich wolle lieber solche Wände machen, wie diese hier (macht die entsprechende Handbewegung). – Dann sagt er: ‹Ja.› (lacht) Er würde schauen. Dann ging es etwa einen Tag, dann kam er zu mir und sagte, ich hätte jetzt einen Handlangerlohn und wenn ich eine Lehre machen würde, bekäme ich nicht viel Lohn. Aber er mache mir einen Vorschlag. Ich solle so ein Jahr weiterarbeiten, und er würde mich immer ein wenig nachnehmen (mitnehmen), ein Jahr lang. Dann könnte ich danach die verkürzte Lehre machen, aber mit dem Handlangerlohn. (lacht). Da hatte ich mehr Lohn. Dann sagte ich: ‹Das mache ich.› Und eben, als das Jahr vorbei war, machte ich dann die richtige Lehre. Dann bin ich jeweils am Abend noch nach Z. zur Schule und am Samstag (räuspert sich). Und so habe ich Handwerker gelernt.»*[567]

Das Verhältnis zu diesem Chef gestaltete sich so gut, dass er gar das Geschäft hätte übernehmen können, was Willi B. aber ablehnte, um sich anderswo selbständig zu machen. Auch Ruedi N. erhielt Hilfe bei der Suche nach einer Lehrstelle. Er konnte dank seiner Patentante die Lehre machen:

> *«Und, eh_ als ich dann aus der Schule kam, hatte ich auch noch keine Stelle. Keine_ von meinen Geschwistern hat vorher noch keines eine Lehre gemacht.*

Oder. Das lag nicht drin. Damals war ja noch Lehrgeld. Und dann hatte ich eine Gotte, die sich dann um mich gekümmert hat. Sie hat eine Familie gekannt mit einem Geschäft. Und sie hat geschaut, dass ich dort in die Lehre konnte.»[568]

Reto B. absolvierte keine Lehre, ihm gelang aber der Einstieg in ein geregeltes Arbeitsleben durch sein besonderes Talent, mit Tieren umzugehen:

«Und dann nachher war dort ein Assistenzarzt. Ein Tierarzt. Ein Herr E. der hoch kam. Da war gerade etwas mit einem Eisbären. Und das Tierspital_ und ich bin dort_ ich habe dort geschaut. Er hatte einen Fremdkörper erwischt, als jemand etwas hinunterwarf. Dann haben sie ihn mit dem Kran hinauf_ und dann nachher hat der Doktor, eh, der Chef vom Zoo, mit dem E. gesprochen. Und dann sagte er, das könne er natürlich nicht sagen, da müsse ich mit dem Verwalter_ müsse er da schauen, er wisse auch nicht. Und dann war aber ein Herr S. dort, mit dem Auto. Das war dann der Oberpfleger vom Tierspital. Und dann nachher sagte er, sie könnten noch Leute gebrauchen, ob ich nicht ins Tierspital_ was ich denn machte. Dann sagte ich, ich bin jetzt in der Brauerei und tue aushilfsweise Laschtwägele (Lastwagen fahren), weil das Depot geschlossen wird. Hin und her. Aber_ das mit den Beizen (Restaurants/Bars) gefalle mir nicht so gut. Dann sagt er: ‹Ja, wollen Sie kommen?› Dann sage ich: ‹Ja, ich komme sofort.› Und dann habe ich am anderen Tag im Tierspital begonnen. Und war dann fünf Jahre im Tierspital.»[569]

Von den Frauen arbeiteten vier über längere Zeit im Spital. Eliana D. als Krankenschwester, Regula S. als Pflegeassistentin, Ruth S. hat eine Ausbildung über das Rote Kreuz gemacht, und Viola G. wurde ohne zusätzliche Ausbildung nach Bedarf in verschiedenen Abteilungen eingesetzt.

War es doch für fast alle aufgrund des wirtschaftlichen Aufschwungs möglich, eine Lehre zu machen oder eine sichere Anstellung zu bekommen, so konnte allerdings die Lehrstelle in der Regel nicht frei gewählt werden, sondern man machte dort eine Lehre, wo man die Möglichkeit dazu bekam. Dies wird bei Ida N. deutlich, die eigentlich gerne ins Lehrerseminar wäre, aber erst über Umwege zu einem Lehrabschluss kam, der ihr später einen beruflichen Aufstieg ermöglichte:

«Dann hat man mich schlussendlich in ein Büro für_ -- (hustet) getan, um die Lehre zu machen, aber nach eineinhalb Jahren bin ich rausgelaufen (Lehre abgebrochen). Weil, ich habe das Gefühl gehabt, das ist es einfach nicht. Auf diesem Amt, wo irgendeinmal jemand kommt und dann lange, lange niemand.

Jetzt, bin ich weg und bin in ein Haushaltslehrjahr gegangen, das war zu dieser Zeit noch wichtig, dass Mädchen vor allem den Haushalt lernen. Und -- nachdem habe ich gesagt, ich will in den Verkauf. Gut -- dann habe ich_ zuerst habe ich noch geschaut nach Drogistin, und im Kanton Bern hat es zwei Lehrstellen offen gehabt, und die haben beide Jünglinge genommen, die wollten keine Frauen haben. Das ist sowieso nichts. Gut, ich habe dann eine Lehre gemacht in T. in einer ganz modernen Chemiserie. Mit Bravour abgeschlossen.»[570]

Hier zeigt sich, dass die Verdingkinder nicht einem Wunschberuf nachgehen konnten, sondern manchmal Gelegenheiten zu ergreifen hatten, die ihnen von jemandem geboten wurden. Dass in diesem Unterkapitel nicht zwischen denjenigen Pflegekindern unterschieden wurde, die es schlecht hatten, und denjenigen, die bei guten Pflegeeltern aufwuchsen, liegt daran, dass kein Unterschied beim Übertritt ins Arbeitsleben erkannt werden kann. Ida N. durfte zwar noch in die Sekundarschule, konnte aber dennoch nicht das Lehrerseminar besuchen. Hannes F. durfte die Sekundarschule erst gar nicht besuchen, absolvierte danach aber eine Lehre. Eliana D. wäre gerne im künstlerischen Bereich tätig geworden, was aber von ihren Adoptiveltern nicht unterstützt wurde, sodass sie zuerst das KV machte und danach in einem Spital arbeitete. Die strukturellen Hürden scheinen nicht vom Pflegeplatz abhängig zu sein. Wahrscheinlich war es damals ungewöhnlich, wenn jemand von Anfang an den Wunschberuf erlernen konnte. Auch Willi B., der schon vor der Konfirmation wieder bei seinem Vater und dessen neuer Frau wohnte, durfte keine Lehre machen, sondern musste gleich Geld verdienen gehen:

«Ich (betont), ich wollte Zimmermann lernen. Und dann hiess es: ‹Kommt nicht in Frage. Du kannst arbeiten gehen, wo es Geld gibt.›

Ja. Das ging von ihrem Vater aus?

Ja, und hauptsächlich von der Stiefmutter, ja. Und ich konnte keinen Beruf erlernen. Da hiess es: ‹Wir haben kein Geld.› Damals musste man dafür noch bezahlen.»[571]

Es wird deutlich, dass den Betroffenen die guten Gelegenheiten durch Bezugspersonen vermittelt wurden, etwa durch die Patentante, den Arbeitgeber usw. Allerdings kann hier aus Mangel an Vergleichspersonen nicht abschliessend festgestellt werden, ob eine grundsätzliche Benachteiligung zu Kindern der gleichen sozialen Schicht, die bei ihren leiblichen Eltern aufwuchsen, besteht. Es ist aller-

dings zu vermuten, dass die strukturellen Hürden für ehemalige Pflegekinder dieser Generation aufgrund des allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwungs nicht grundsätzlich höher waren als für andere Kinder aus armen Familien. Fanden die Betroffenen relativ schnell nach der Verdingzeit eine (Lehr-)Stelle ausserhalb der Landwirtschaft, so konnten sie dennoch nicht ihren Wunschberuf erlernen. Allerdings ist das Ziel der beruflichen Selbstverwirklichung ein sehr junges Phänomen.

Zusammenfassung

In der obigen Analyse wurden auf eine deskriptive Art und Weise die verschiedenen Szenen, in denen belastende Ereignisse geschildert wurden, thematisch geordnet zusammengefasst und kommentiert. Losgelöst von den konkreten Beispielen, lassen sich die traumatisierenden Erlebnisse mit den Begriffen der Abwertung/Stigmatisierung,[572] mit Ohnmachtserlebnissen und dem Gefühl der Wehrlosigkeit sowie dem Entzug sozialer Ressourcen, also die Einschränkung von unterstützenden sozialen Beziehungen, beschreiben.

Aufgrund der damaligen Ansicht über selbst verschuldete Armut wurden Arme besonders stigmatisiert, wodurch sie unter allgemeiner gesellschaftlicher Diskriminierung zu leiden hatten. Durch die Fremdplatzierung wurde das Stigma der Armut für alle offensichtlich, wodurch die Betroffenen – besonders die Kinder – den Abwertungen ausgeliefert waren. Sowohl im Kontakt mit Aussenstehenden wie auch in der Schule erfuhren sie Beschimpfungen und strukturelle Benachteiligungen, da für sie beispielsweise keine gute Ausbildung vorgesehen war.

Abwertung erfuhren sie zudem auch im Pflegefamilienleben auf vielen Ebenen. Besonders die einseitige Einbindung in die Arbeitsprozesse und die Ausnutzung ihrer Arbeitskraft, ohne dafür Anerkennung oder emotionale Zugehörigkeit zur Pflegefamilie zu erfahren, war für viele Betroffene schwer belastend. Ebenso die Abwertung innerhalb der Pflegefamilie und die Ungleichbehandlung im Vergleich zu gleichaltrigen, leiblichen Kindern schmerzten die Betroffenen besonders. Das oftmals schlechte Essen, welches ihnen aufgetischt wurde, und die ungerechten Bestrafungen verstärkten die Minderwertigkeitsgefühle. Gewalterfahrungen stehen zudem in engem Zusammenhang mit dem Ohnmachtsgefühl, da sich die Betroffenen hier besonders auch ihrer physischen Wehrlosigkeit bewusst wurden. Der unterbundene Kontakt zu der leiblichen Familie wie auch die Alibi-Besuche der Behörden trugen erheblich zu dieser ohnmächtigen Situation bei, da die Kindern weder bei den eigenen Eltern Unterstützung suchen konnten

noch vom Beistand oder Vormund angehört und persönlich befragt wurden. Durch die vielfältigen Formen der Isolation, den Unterbruch der Beziehung zu den leiblichen Eltern und Geschwistern sowie zu Mitschülern oder anderen Vertrauenspersonen wurden ihnen zudem wichtige Ressourcen vorenthalten, die für eine Bewältigung der Erlebnisse oder für den späteren beruflichen Werdegang hätten hilfreich sein können. Wie sich das Erleben von Ohnmachtsgefühlen, Diskriminierungen und fehlende soziale Beziehungen auf das Bewältigungsverhalten auswirken, wird im folgenden Kapitel ausgeführt.

Bewältigungsstrategien

Im obigen Kapitel konnte anhand der Analyse konkreter Situationen gezeigt werden, dass nicht einzelne Faktoren wie beispielsweise die Arbeitsleistung an und für sich zwingend als Belastung empfunden werden mussten, sondern dass diese immer im Kontext der allgemeinen Abwertung, dem Gefühl der Ohnmacht und der fehlenden sozialen Beziehungen traumatisierend wirkten. Inwiefern sich diese Erlebnisse auf das Bewältigungsvermögen der Betroffenen auswirkten, wird in diesem Kapitel in Verknüpfung mit einem theoretischen Bewältigungsmodell erörtert.

Dass das Aufwachsen bei Pflegeeltern – insofern es sich um einen guten Pflegeplatz handelt – nicht als lebenslange Belastung bewertet werden muss, zeigt sich in folgendem Interviewausschnitt mit Ida N.:

> «Und Sie haben diese Pflegeeltern als normale Eltern angesehen und nicht gedacht, Sie wären lieber bei den leiblichen Eltern gewesen?
> *Absolut nicht.*
> Absolut nicht? O.K. Und denken Sie, dass diese Zeit irgendwelche Auswirkungen hatte auf die jetzige Familie oder auf den Gefühlsbereich oder das gesellschaftliche Leben allgemein?
> *Also ganz sicher nicht im negativen Sinn. Weil wir einfach eine richtig gute Familie gewesen sind. Und so auch mit dem Umfeld, man hat da ja auch viel gelernt, sich mit den Anderen auszutauschen und einander gelten zu lassen.*»[573]

Das Aufwachsen bei nicht leiblichen Eltern hat für Ida N. keine als schlecht beurteilten Folgen für ihr Erwachsenenleben.

Viele der Betroffenen erlebten allerdings ihre Kindheit als traumatisch, und so stellt sich die Frage, wie sie damit gelernt haben, umzugehen. Dies wird im Folgenden anhand einiger Beispiele ausgeführt. Dabei kann keine vollständige Übersicht über die vielfältigen Auswirkungen einer solchen langen belastenden Lebenssituation gegeben werden, die Auswahl geschieht in Hinblick auf das gewählte Bewältigungsmodell von Lazarus.

Der Begriff der Bewältigung bedarf gleich zu Beginn einer Erklärung. Wird nämlich im Alltagssprachgebrauch unter Bewältigung «in der Regel die *erfolgreiche* Auseinandersetzung mit einer Belastung bezeichnet»,[574] so hat sich dieses Verständnis im wissenschaftlichen Sprachgebrauch nicht durchsetzen können, da «keine klaren Kriterien für den Erfolg oder Misserfolg einer Bewältigungsreaktion vorliegen».[575] Da sich Bewältigung immer als Langzeitprozess gestaltet, ist es zudem schwierig bis unmöglich, festzumachen, zu welchem Zeitpunkt eine Bewältigung zu Ende ist und ein Resultat messbar wird. Dies ist ein weiterer Grund, weshalb Bewältigung meist nicht durch ihr Ergebnis definiert wird, sondern nur als andauernder Vorgang gefasst werden kann.[576] Zu berücksichtigen ist zudem, dass bei den Betroffenen die Bewältigungsanstrengungen schon während ihrer Fremdplatzierung beginnen und nicht erst nach Beendigung des Pflegeverhältnisses. Ein weiterer Faktor, der die Messung von effizientem Bewältigungsverhalten erschwert, ist die Grundannahme, dass Bewältigungsprozesse auf verschiedenen Ebenen ablaufen, «d.h. sie umfassen beobachtbares Verhalten und instrumentelles Handeln ebenso wie kognitive Prozesse (z.B. Bedeutungszuschreibungen), emotionale und physiologische Reaktionen (Wut, Trauer usw.)».[577] Dieses weite Verständnis von Bewältigung führt dazu, dass kein Verhalten grundsätzlich als bewältigungsirrelevant ausgeschlossen werden kann, womit Bewältigung «identisch mit Lebensführung»[578] wird. Damit aber die folgende Analyse über eine Beschreibung der Lebensführung der Einzelnen hinauskommt, wird dieses Kapitel anhand des oben erwähnten Bewältigungsmodells von Lazarus strukturiert. Ins Zentrum gerückt wird dabei, aufbauend auf die Erkenntnisse des vorherigen Kapitels, der Einfluss von Ohnmachtserlebnissen und Diskriminierungserfahrungen auf den Bewältigungsverlauf.

Bewältigungsmodell nach Lazarus

Bewältigung ist grundsätzlich als ein Anpassungsverhalten zu verstehen. Lazarus begreift eine traumatisierende Erfahrung als eine Situation, in der die Person mit den Ansprüchen aus der Umwelt überfordert ist.[579] Als Bewältigung wird jeder Versuch verstanden, die Belastung auf die Person zu verringern. Dies kann entweder durch die Veränderung der äusseren Bedingungen (problemfokussierte Bewältigung) oder durch die Anpassung der Person und ihrer Bedürfnisse an die Umstände (emotionsfokussierte Bewältigung) geschehen.[580] In diesem Modell wird deutlich, dass die Bewältigungsversuche schon während der belastenden Situation, hier der Fremdplatzierung, beginnen und nicht erst danach.

Die Wahl der Bewältigungsstrategie hängt wesentlich davon ab, wie die Situation von der Person eingeschätzt wird. Anpassungen der Person an die Umstände sind dann wahrscheinlicher, wenn die Situation als unveränderlich betrachtet wird. Die Einschätzung der Veränderlichkeit einer Situation hängt wesentlich mit den vorhandenen Ressourcen einer Person ab. Als Ressourcen zählen Gesundheit, positive Einstellung, Problemlösungsvermögen (wie die Analyse der Situation, die Möglichkeiten der Informationssuche usw.), soziale Unterstützung und materielle Ressourcen. Der Bewertung der Veränderbarkeit einer Situation – in Anbetracht der zur Verfügung stehenden Ressourcen – kommt also eine entscheidende Bedeutung in der Wahl der Bewältigungsstrategie zu. Im Idealfall kommen im Bewältigungsprozess beide Strategien vor, je nach Art der konkreten belastenden Situation.[581] Denn die Veränderung der Situation bringt nicht immer die gewünschte Entlastung, wie weiter unten gezeigt werden kann.

Problemfokussiertes Bewältigen

Das Zentrale bei dieser Strategie ist, wie oben erwähnt, die Bemühung des Betroffenen, die Situation, unter der er leidet, zu ändern. Anhand der Lebensgeschichte von Willi B. lässt sich ein Beispiel für die problemfokussierte Bewältigungsstrategie zeigen. Willi B. war bei sehr strengen Pflegeeltern platziert, unter denen er sehr litt. Eines Abends hatte er besonders grosse Angst und beschloss, vom Hof wegzurennen:

> *«Da war ein Güllefass (Jauchefass) drinnen, mit dem sie jeweils den Mist ausgeführt haben, ein Holzfass, das oben ein Loch drinnen hatte. Dort ging ich mich verstecken in diesem Fass. Dort blieb ich dann die ganze Nacht und einen ganzen Tag. Und dann in der Nacht bin ich hinaus und zu meinem Götti. Und*

so bin ich dort weggekommen. Und dann war ich bei meinem Götti danach, eine Weile.»[582]

Es gelang Willi B., sich aus eigener Kraft – durch seine Flucht vom Verdingort – aus einer belastenden Situation zu befreien. Es zeigt sich im Verlauf des Interviews, dass sich diese als erfolgreich bewertete Strategie weiter durch Willi B.s Leben zieht. Wenn es ihm irgendwo nicht gefallen hatte, so änderte er die Situation. Besonders deutlich wird dies, wenn er über seine Berufskarriere spricht. Denn er arbeitete nie lange an einer unbefriedigenden Stelle, sondern kündete und suchte sich aufs Neue eine andere Arbeit. Als er einmal bei einem Handwerker als Handlanger arbeitete und darüber sehr unzufrieden war, wollte er kündigen, worauf er vom Chef die Möglichkeit einer verkürzten Lehre angeboten erhielt. Später hätte er gar das Geschäft übernehmen können, aber er wollte nicht in der Stadt leben, sondern machte sich auf dem Land selbständig und führte sein eigenes Geschäft. Willi B. betont, dass er sich später nicht mehr sagen liess, was er tun sollte, sondern stets seine eigenen Entscheidungen traf:

«Wenn Sie so Ihre Kindheit anschauen und dann im Erwachsenenleben schauen_ Was haben Sie mitgenommen? Sagen Sie, das hat mich besonders_ etwas, das Sie besonders geprägt hat, oder etwas, bei dem Sie sagten: ‹Das mache ich anders.› Oder_ haben Sie solche Dinge, die Sie aus ihrer Kindheit mitgenommen haben?

Ja, ich dachte einfach viel: ‹Das und das mache ich nicht, ich mache das.› Oder, das habe ich ja_ Als ich in Z. arbeitete, in der Stadt. Da sagten jene aus der Stadt oft: ‹Komm, wir gehen da hin und machen dies und dies.› Da sagte ich: ‹Nein, das mache ich nicht.› Oder, da ging ich einfach meinen Weg, den ich gehen wollte. Oder, den ging ich dann. Und etwas anderes_ Ich bin gut gefahren so.»[583]

An diesem Beispiel zeigen sich zwei wichtige Aspekte. Einerseits wird deutlich, dass das von Willi B. gewählte Anpassungsverhalten für ihn erfolgreich war und er deshalb auch immer wieder auf diese bewährte Strategie zurückgriff. Andererseits ist hervorzuheben, dass ihm die Flucht vom Verdingort durch verschiedene Ressourcen ermöglicht wurde. Er wusste, wo er sich befindet, hatte eine Bezugsperson – seinen Paten –, den er aufsuchen konnte, und er war kräftig und gesund genug, den Weg dorthin zu Fuss zurückzulegen. Die belastende Situation, in welcher er sich befand, war keine gänzlich ohnmächtige und sprichwörtlich ausweglose, sodass überhaupt eine solche Flucht vom Hof denkbar und möglich werden konnte.

Ruedi N. bewertete seinen Pflegeplatz ebenfalls als sehr belastend. Er hatte ständig unter den Abwertungen durch die Pflegeeltern zu leiden. Hinzu kam, dass er der Brandstiftung beschuldigt wurde, nachdem eines Nachts das Haus der Pflegeeltern in Flammen aufgegangen war. Diese daraus hervorgehenden Schuld- und Minderwertigkeitsgefühle beschäftigten ihn während seines ganzen Lebens. Der Verlust an Selbstvertrauen wog schwer und beeinflusste besonders seine Berufslaufbahn. Er machte eine Lehre und danach das Meisterdiplom, hatte aber dennoch ständig grosse Mühe, sich zu behaupten, weshalb er schliesslich den Beruf wechselte. Er wurde Sigrist, aber auch dort hatte er Probleme, sich durchzusetzen und Anerkennung zu finden:

> *«Wenn einmal etwas nicht geklappt hat, bei der Kundschaft oder einer Lieferung, dann hatte man wieder mit diesen Minderwertigkeitskomplexen zu kämpfen. Man hatte immer Schuldgefühle. Und das kam alles noch von dort her. Und dann nachher hat das einem ja nicht gefallen. Und dann hat man das halt auch wieder aufgegeben. Und dann bin ich ja da in der Kirche W., in der Stadtkirche, als Sigrist angestellt worden.»*[584]
>
> *«Und das man da Betriebswirtschaft gelernt hatte_ Betriebsrechnung, Buchhaltung, Wärme- und Kältetechnik, Maschinenkunde, Baukunde_ das man über die Heizung und das Bauliche Bescheid wusste, als Lehrmeister, das galt hier nichts. Oder. Bis ich es ihnen einmal gesagt habe. Ich habe gesagt, ich habe vorher_ ich habe ein Meisterdiplom im Sack, und ich bin da auch jemand. Einmal war eine solche Krise, dass sie mich am liebsten weggehabt hätten, weil ich nicht nach ihrer Geige getanzt bin. So war immer ein bisschen ein Kampf. Bis zuletzt. Und das hatte die Wurzeln in dieser Jugendzeit. Oder.»*[585]

Für Ruedi N. brachte die Veränderung der Situation nicht die gewünschte Entlastung, da sein zentrales Problem in der Suche nach Anerkennung durch andere liegt und nicht bei den Anforderungen einer bestimmten Arbeit.

Auch Jakob R. wiederholte ständig dasselbe Bewältigungsverhalten. Bei Problemen verschwand er von den Pflegeplätzen und aus den Heimen und schlug sich mit Einbrüchen und Diebstählen durch das Leben. Auch wenn in der Beziehung zu einer Frau Schwierigkeiten auftraten, so versuchte er diesen durch Weglaufen zu entkommen:

> *«Wir bekamen noch einen Sohn. - Ich habe noch einen Sohn mit ihr. Und -- das ging dann aber plötzlich ganz schlecht. -- [...] Ich war Staatsangestellter, ich habe alles kaputt gemacht. Als es auseinander ging, ging ich nicht mehr arbei-*

ten. - Da liess ich das Zeug fallen, wie immer: ab. - Ab durch die Mitte (lacht).»[586]
«Das war meine zweite Frau. Ich war zu fest [...], ich war nicht sesshaft. Ich liess diese Frau einfach plötzlich im Stich -- mit den Kindern. [...] ich war zu wenig stabil und ich sah das gar nicht. Ich sah diese Verantwortung gar nicht, wie denn? Ich hatte das doch nie gelernt, was Verantwortung ist. - Wenn mir etwas nicht mehr passte oder wenn ich Angst bekam oder so, packte ich einfach mein Köfferchen, wie man sagt, meistens ohne Köfferchen, einfach ohne etwas, gerade in den Kleidern, die ich trug, und ging. Man sah mich nicht mehr zwei, drei Jahre. --- So hatte ich es ja gelernt. Ich hatte ja gar nichts anderes gelernt, ich hatte ja gar nicht gelernt, was Ordnung und Gesetz und_. Von wem denn?»[587]

Er erklärt sein Verhaltensmuster damit, dass er nie gelernt habe, Verantwortung zu übernehmen. Rückblickend bewertet er diesen Wesenszug als Herzlosigkeit, und er fragt sich, wo er denn etwas über die Liebe hätte lernen sollen, er habe ja nie Liebe selbst erfahren. Ein grundlegender Wandel in seiner Verhaltensweise – und der Wahl der Bewältigungsstrategie – gelingt ihm erst in Auseinandersetzung mit seiner dritten Ehefrau.

«Aber, eh, -- ich komme eigentlich nur gut aus - mit der Familie, mit den Töchtern meiner Frau, mit denen komme ich auch wahnsinnig gut aus. -- Und es geht mir eigentlich erste gut, seit ich meine Frau kennenlernte. Und die hat viel mitgemacht die ersten zwei, drei Jahre, als sie mich kennenlernte. Sie können sie mal fragen. Die hat die Hölle mitgemacht. - Bis sie mich richtig_, die hat mich so richtig ausgedreht. Und jetzt bin ich eigentlich gesetzlich und moralisch und gesetzlich eigentlich strenger als ein normaler Mensch. --- Jetzt ist für mich das Gesetz nur noch Gesetz und solche Sachen, ich würde nichts mehr machen, das irgendwie daneben ist oder so, ich könnte gar nicht mehr. Ich bin total --, total umgedreht.»[588]

Jakob R. hat erst durch die Anpassung der Bewältigungsstrategie geschafft, sein Wohlbefinden zu verbessern. Er hat durch eine Anpassung seiner Person an die Situation mehr erreicht als durch die Veränderung der Situation durch Weglaufen.

Anhand dieser Beispiele zeigt sich, dass sich die problemfokussierte Bewältigungsstrategie in manchen Fällen als erfolgreich erweisen kann, in anderen Fällen nicht.

Emotionsfokussiertes Bewältigen

Ein Beispiel für eine emotionsfokussierte Bewältigungsstrategie findet sich bei Ruth S. An ihrem Pflegeplatz musste sie ständig viel arbeiten, und sie fühlte sich von ihren Pflegeeltern ausgenutzt. Da sie ihre Situation als ausweglos einschätzte, passte sie sich der gegebenen Situation an, indem sie die ihr aufgetragenen Arbeiten erledigte und so zu verhindern versuchte, dass sie die Pflegeeltern irgendwie gegen sich aufbringt. Sie ordnete sich unter, fügte sich der Situation und versuchte den Druck durch Anpassung zu verringern.

Ruth S. argumentiert, dass sie aus Existenzangst nie gelernt hat, Nein zu sagen, und sich deshalb auch später bei der Arbeit hat ausnützen lassen.

«Ich bin auch bei der Arbeit_ also_ ich habe mich oft ausnützen lassen, weil ich einfach immer das Gefühl hatte, ich muss, ich muss, und ich habe nie Nein gesagt. Ich habe immer nur Ja gesagt. [...] Weil, ich habe mich auch im Geschäft immer, ich habe mich immer ausnutzen lassen, ich habe nie, wenn sie gesagt haben: ‹Kommst du nicht noch diesen Tag, und kommst du nicht dann auch noch?› Ich hätte frei gehabt, ich bin einfach gegangen. Ich habe nie Nein sagen können. Aus, vielleicht war es Angst, Existenzangst, ich weiss es nicht, aber, ähh_ ich weiss, heute kann mich nichts mehr umbringen.

Haben Sie das Gefühl, dass es Ihnen mittlerweile gelingt, ab und zu auch Nein zu sagen?

Es ist sehr schwer. Es ist sehr schwer. Ich versuche es manchmal, ich versuche es, aber ich falle immer wieder_ ich falle immer wieder rein. [...] Irgendwie, das sind einfach so Sachen, die ich - ich weiss nicht, die ich nie ändern konnte. Das war immer in mir drinnen. Ich habe immer, wenn ich 100 Prozent arbeiten musste, habe ich 150 Prozent gearbeitet. Nur, damit nicht wieder irgendetwas passiert, einfach, ich habe, ich hatte immer Angst, eine gewisse Angst war immer da. Ich weiss nicht, was für eine Angst. Aber die Angst, das ist, die ist da. Auch wenn ich -- jetzt, jetzt bin ich fünf Monate ausgefallen im Geschäft. Nächste, nächste Woche fange ich wieder zu arbeiten an. Aber ich habe jetzt richtig Angst, wie eine Existenzangst. Ich muss ja die jetzt nicht mehr haben. Ich habe ja einen Mann. Ich muss die Angst nicht mehr haben. Aber das ist in mir drinnen. Ich hätte, ich wollte schon im Mai arbeiten gehen, und der Arzt hat mir geschimpft und hat gesagt: ‹Sie gehen jetzt nicht arbeiten.› Das ist einfach diese Angst: ‹Du musst ja!› Und früher, das kommt von früher her, ich musste immer, ob ich wollte oder nicht, ich bin einfach gezwungen worden. ‹Du machst, du tust, und wenn du nicht tust, dann schlage ich.› Und, und das,

das, das hat mich schon geprägt. [...] Die Angst, die Existenzangst und, und, und - Ungerechtigkeit, das ist etwas, wovon ich, wovon ich Angst habe, dass, dass jemand mir wieder bös sein könnte. Also, ich tue eben - immer mehr als ich müsste, nur damit niemand böse ist mit mir. Das, das ist geblieben. Und das müsste ich ja nicht, ich müsste es nicht, ich weiss es, aber das ist irgendwie, das ist wie eine Krankheit.»[589]

Die von Ruth S. gewählte Bewältigungsstrategie hat sich während ihrer Kindheit als funktional herausgestellt. Denn es gelingt ihr dadurch, keinen sinnlosen Widerstand zu leisten, «der die Situation nur noch verschlimmern würde, und der Verzicht auf die Verwirklichung von Zielen und Ansprüchen verringert gleichzeitig auch die intrapsychische Spannung».[590] Ruth S. konnte aber als Erwachsene ihr Verhalten nicht ändern und versuchte immer, durch die Anpassung ihres Verhaltens die Existenzängste zu verringern. Dieses Verhalten empfindet sie als grosse Belastung und bezeichnet es rückblickend als eine Art Krankheit.

Alois G. hat ebenfalls während der Fremdplatzierung seine Arbeit jeweils erledigt, ohne aufzubegehren oder wegzulaufen. Auch später hat er sich stets angepasst und in allen Fabriken jeweils dort gearbeitet, wo er hingestellt wurde. Er machte immer seine Arbeit, ohne dies zu hinterfragen. Bei ihm führte dies dennoch nicht zu einem Gefühl der Ausnutzung und der Unterordnung, sondern er wertete deswegen die Bedeutung der Freizeit auf und verwirklichte viele seiner Interessen am Feierabend und an den Wochenenden, sodass für ihn die Strategie der Selbstanpassung als wirksam beschrieben werden kann.

Auch hier zeigt sich, dass die emotionsfokussierte Bewältigungsstrategie manchmal günstig sein kein, in einem anderen Fall oder später im Leben dafür weniger hilfreich. Deutlich wird anhand der Beispiele, dass die in der Kindheit angewendete Bewältigungsstrategie meist auch die bevorzugte Strategie im Erwachsenenalter bleibt. Dies auch dann, wenn sich die gewählte Strategie als nicht erfolgreich erweist. Wichtig ist, dass «jede Stress- und Bewältigungssituation ihr eigenes einzigartiges Gepräge hat, das den Stellenwert und die Angemessenheit möglicher Massnahmen bestimmt».[591]

Wieso es den Betroffenen oftmals nicht gelingt, die angemessene Bewältigungsstrategie zu wählen, steht – wie einleitend erwähnt – in einem engen Zusammenhang mit der Situationsbewertung. Wie im obigen Kapitel «Belastende Erlebnisse» gezeigt wurde, waren die belastenden Situationen geprägt von Ohnmachtsgefühlen und Diskriminierungen. Im Folgenden wird nun erörtert, wel-

chen Einfluss diese Erfahrungen auf die Bewertung der Situation und somit auch auf die Wahl der Bewältigungsstrategien haben.

Folgen der Ohnmachtsgefühle auf das Kompetenzempfinden

Im Modell von Lazarus wird ausgeführt, dass die Wahl der Verhaltensstrategie sowohl von der Einschätzung der konkreten Situation als auch von den vorhandenen persönlichen und sozialen Ressourcen abhängt. Wie gezeigt wurde, befanden sich viele der Pflegekinder in einer ohnmächtigen Situation. Auch standen ihnen kaum soziale Ressourcen wie Freundschaften, unterstützende Verwandtschaftsbeziehungen oder eine amtliche Bezugsperson zur Verfügung. Die Situation wurde also von den Betroffenen in den meisten Fällen nicht zu Unrecht als unveränderbar eingeschätzt, weshalb die Verringerung der täglichen Belastung in der Regel durch die Anpassung der eigenen Bedürfnisse erfolgte. Bei Willi B., dem die Flucht gelang, zeigt sich, dass er mit genügend Ressourcen ausgestattet war, um durch seine Flucht die Situation zu ändern.

In den Beispielen lässt sich ausserdem ein häufiges Phänomen beobachten. Nämlich, dass die in der Kindheit gelernten Bewältigungsstrategien meist denjenigen entsprechen, die auch im Erwachsenenalter bevorzugt werden. Im Fall von Willi B. hat sich dies nicht negativ ausgewirkt, aber gerade bei Ruth S. stellt sich die Frage, wieso es ihr nicht gelingt, ihre Verhaltensweise zu ändern, obwohl sie darunter leidet. Nitsch betont diesbezüglich, dass sich gerade die Erfahrung von Hilflosigkeit als permanente Überzeugung festsetzen und zu einer generalisierten negativen Erwartungseinstellung in der Bewertung zukünftiger Situationen führen kann.[592]

Ein zentraler Aspekt der Erfahrung der Hilflosigkeit ist, dass die Betroffenen den Glauben an ihre Selbstwirksamkeit – an ihr Gestaltungsvermögen – verlieren. Das Erleben einer umfassenden Ohnmacht in der Kindheit und Jugend kann eine Hürde darstellen, später die zusätzlichen Handlungsspielräume kompetent zu nutzen, da «die subjektiv erlebte Kontrolle, das Zutrauen in die eigenen Fähigkeiten, Hoffnungen auf Erfolg oder auch die Einschätzung der Bewältigbarkeit einer bedrohlichen Situation einen wichtigen Einfluss auf die Verhaltenssteuerung haben».[593] Gerade in der Jugend, die als «entscheidende Phase der ‹Selbstentdeckung›»[594] bezeichnet wird, können sich vergebliche Bemühungen, Probleme und Situationen zu bewältigen, negativ auf das Gefühl der Selbstwirksamkeit aus-

wirken, woraus «eine geringe Kompetenzerwartung bei der Bewältigung künftiger Belastungssituationen»[595] hervorgehen kann.

Der objektive Zuwachs an Handlungsspielraum und Ressourcen wird durch die negativen Erfahrungen aus der Kindheit nicht als solcher wahrgenommen und bewertet. Deshalb können bei späteren Belastungssituationen nur schwer andere als die bis dahin gelernten Bewältigungsstrategien angewendet werden. Larisch und Lohaus betonen deshalb, dass «sich gerade im Kindes- und Jugendalter der gezielte Aufbau von Bewältigungsmöglichkeiten [anbietet], um die Voraussetzung für eine flexible bzw. situationsangepasste Bewältigungskapazität zu schaffen».[596]

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die erlebte Ohnmacht in der Kindheit die Wahrnehmung und Bewertung von Handlungsspielräumen und das Vertrauen in die Selbstwirksamkeit negativ beeinflusst und sich bis ins Erwachsenenalter einschränkend auf das Bewältigungsvermögen der Betroffenen auswirkt.

Fehlender Miteinbezug und fehlende Mitbestimmung, die zur Ausbildung von Ohnmachtsgefühlen führen können, gehören auch bei weiteren Pflegekindstudien zu den grössten Kritikpunkten. Bruskas stellt für Kinder im amerikanischen Pflegekinderwesen eine umfassende Unterdrückungssituation fest:

«In most cases, child welfare does not provide children in foster care opportunities to be part of the decision-making process. This exclusion may create the feeling of having no control over one's life. Although it may not be practical to include small children in the decision-making process, they can still be included in this process through the provision of explanations of care. The powerlessness of children in foster care is dramatically increased when knowledge and information about their future is withheld. It is crucial that children experience a sense of control and have an understanding of their life's course in order to experience a positive childhood ensuring a healthy and successful adulthood.»[597]

«In den meisten Fällen sieht das Kinderfürsorgewesen für Pflegekinder keine Möglichkeit vor, am Entscheidungsprozess teilzunehmen. Dieser Ausschluss kann das Gefühl erzeugen, keine Kontrolle über das eigene Leben zu haben. Auch wenn es nicht praktikabel erscheint, kleine Kinder in den Entscheidungsprozess einzubeziehen, so können sie dennoch durch die Bereitstellung von Pflegeerklärungen in den Prozess eingebunden werden. Die Machtlosigkeit von Pflegekindern erhöht sich dramatisch, wenn Wissen und Informationen über ihre Zukunft zurückgehalten werden. Es ist entscheidend, dass Kinder ein Gefühl der

Kontrolle und Verständnis für ihren Lebenslauf erhalten, um eine positive Kindheit zu erfahren und dadurch ein gesundes und erfolgreiches Erwachsensein zu sichern.»[598]

Bruskas betont die Wichtigkeit des Gefühls, Kontrolle über das eigene Leben zu haben, um die Kindheit positiv zu erfahren und ein gesundes und erfolgreiches Erwachsenwerden zu gewährleisten. Wolf konstatiert in seiner Studie, in welcher er sich insbesondere mit Heimkindern und der Machtverteilung zwischen den Kindern und den Pflegerinnen auseinandersetzt, dass die Kinder ihre Fähigkeit zur Selbstkontrolle aufgrund des Abhängigkeitsverhältnisses als eingeschränkt einschätzen. Zudem bemerkt er, dass die sozialpädagogische Betreuung den Anspruch nicht erfüllt, «Kindern und Jugendlichen bei der Bewältigung der Probleme nützlich zu sein, die sie haben und – in Ausrichtung auf ihre Zukunft – die sie später bewältigen müssen».[599] Wie Bruskas im obigen Zitat, so sieht auch Wolf in der Partizipation der Kinder an Entscheidungsprozessen das Hauptkriterium für eine über die Kindheit hinaus wirkende Verbesserung der Situation der Pflegekinder. Denn die Förderung der Partizipation der Kinder hat zur Folge, «dass die Kinder nicht als Objekte der Erziehung im Sinne einer verhaltensändernden Einflussnahme der Erwachsenen auf gestörte Individuen wahrgenommen werden, sondern als eigenständig handelnde, Eindrücke und Lebenserfahrungen verarbeitende Interaktionspartner».[600]

Folgen der Diskriminierung auf die Selbstwahrnehmung

Neben der Ohnmacht zeigt sich in der Analyse der Interviews auch, dass das Thema Abwertung ein zentraler Aspekt ist. Die vielfältigen Formen von Abwertung und Diskriminierung haben einerseits ebenfalls negative Folgen für das Bewältigungsvermögen und beeinträchtigen andererseits langfristig das Selbstbewusstsein der Betroffenen, wie oben exemplarisch bei Ruedi N. gezeigt wurde. Oft fühlen sich die Betroffenen wegen der umfassenden Diskriminierung während der Kindheit minderwertig, wodurch die Anerkennung zu einem bedeutenden Thema in den Lebenserzählungen der Betroffenen wird.

Aus psychologischer Sicht ist ein beeinträchtigtes Selbstbewusstsein eine typische Folge von verschiedenartigen Traumatisierungen. Es findet eine Veränderung des Bewertungsmusters seiner Selbst und der Umwelt statt: eine Verschiebung nämlich von der Überzeugung der eigenen Unverletzlichkeit, der Welt als

bedeutungsvoll und kontrollierbar, der eigenen Person als positiv und wertvoll hin zu einem verletzlichen und verletzbaren Selbstbild, zu einer feindlichen, unverständlichen und unkontrollierbaren Welt und zu einem Selbstverständnis der eigenen Person als beschädigt und wertlos.[601]

Verstärkt wird der negative Einfluss auf das Selbstbewusstsein der Betroffenen durch die erlebte ausgeprägte Diskriminierung. Denn in verschiedenen Identitätskonzepten spielt das Thema der Anerkennung eine zentrale Rolle. Beispielsweise beschreibt Keupp in seinem Buch über Identitätskonstruktionen, dass drei Formen von Anerkennung elementar sind, um eine «gesunde» Identität herausbilden zu können. Es braucht die Aufmerksamkeit von anderen, die positive Bewertung durch andere und schliesslich die Selbstanerkennung. Alle drei Anerkennungsformen müssen gegeben sein, damit eine Person Unsicherheit und Zweifel überwinden kann.[602] Abels beschreibt Abwertung als die «Frustration der Würde der Identität» und streicht ebenfalls die Bedeutung der Anerkennung heraus: «Wo Anerkennung fehlt, kann sich kein Selbstbewusstsein ausbilden, wo sie nicht gewährt wird, kommt es nicht zur Solidarität. Im Gegenteil: Es gibt kaum eine empfindlichere Verletzung als die soziale Missachtung oder gar Demütigung.»[603]

Angesichts der grossen Bedeutung von Anerkennung wird sogleich klar, dass die Erfahrung von Ohnmacht, Abwertung und Diskriminierung hinderlich ist, um ein Gefühl der Selbstwirksamkeit auszubilden. In diesem Sinn ist es von zentraler Bedeutung, dass die Pflegekinder während der Kindheit nicht aufgrund ihrer speziellen Situation diskriminiert werden, damit das Bewältigungsvermögen nicht beeinträchtigt wird und ein positives Identitätsgefühl ausgebildet werden kann.

Durch die häufige und beinahe allgegenwärtige Abwertung ihrer Person in der Kindheit hat sich zudem bei vielen Betroffenen eine dauerhafte, besondere Sensibilität bezüglich Zurückweisung und Abwertung ausgebildet. Dies kann sich einerseits positiv äussern, wie bei Viola G. in Bezug auf ihre Arbeit im Spital deutlich wird. Auf die Frage, welchen Einfluss die Kindheit auf ihr späteres Leben gehabt hatte, antwortet sie: «Dass ich es viel mehr geschätzt habe, als ich dann einfach in diesem Spital, dass ich dann einfach für jemanden, für etwas war.»[604] Dem Erleben von Anerkennung und Wertschätzung misst sie eine zentrale Bedeutung in ihrem Leben bei. Treffen die Betroffenen später auf ein Umfeld, von welchem sie Wertschätzung erhalten, so wirkt dies bewältigungsfördernd. Wird aber weiterhin keine Anerkennung ausgesprochen, kann dies zu einer nachhaltigen Erschütterung des Selbstbewusstseins führen, wie am Beispiel von Ruedi N. sichtbar wird.

Auffällig oft berichten die Betroffenen von der positiven Wirkung von Anerkennungserlebnissen, die zu einem langfristig gesteigerten Wohlbefinden – und somit zu gelingender Bewältigung – geführt haben. Eindrücklich schildert Alois G., wie seine Frau zu ihm stand, als sich ihre Familie gegen ihre Heirat aussprach:

«Ich war froh, dass ich eine gute Frau bekam, die wirklich zu mir hielt.

War sie die Erste, die zu Ihnen hielt?

Ja, ja, die hielt zu mir. Bei der spürte ich sofort, dass sie es gut mit mir meint, sie musste auch eng durch in ihrer Jugend.

War sie auch ein Verdingkind?

Nein, das nicht. Sie war zu Hause, aber sie musste auch unten durch.

Konnten Sie mit Ihrer Frau über Ihre Zeit als Verdingkind sprechen?

Ja, ja. Da sprachen wir manchmal darüber, was das ist, Verdingbub [...]. Aber es ging beinahe schief, sie hätte nicht mehr heiraten sollen, sie war schon einmal verheiratet, war geschieden, sie hätte nicht mehr heiraten dürfen, sondern hätte zu Hause bleiben sollen, um ihren beiden Brüdern den Haushalt zu machen, als diese älter wurden. Das wollte sie nicht. Das wollte sie nicht: denen den Dreck machen [...]. Ich höre noch, als mein Schwiegervater an einer Weihnacht über mich (schimpfte) dieser verreckti Krüppel, Fotzelcheib (Schimpfwörter). Es sei nicht schlimm, wenn ich den Schirm zutäte (sterben würde). Er tat den Schirm vor mir zu. Als das meine Frau hörte, war sie mit dem Vater fertig. Sie sagte nie mehr ‹Vater› zu ihm, nachdem sie gehörte hatte, wie dieser sich über mich ausgelassen hatte, da war fertig.»[605]

Alois G. erfuhr von seiner Frau eine vollständige Anerkennung seiner Person. Sie steht zu ihm und entkräftet dadurch die ihn betreffenden Abwertungen. Oft handelt es sich in den biografischen Erzählungen bei den Abschnitten über Anerkennung um Schlüsselsituationen. So auch bei Viola G., die von der damaligen Oberschwester viel Anerkennung für ihre gute Arbeit erhielt:

«Die Oberschwester hat mir manchmal gesagt, es sollte jedes Mädchen so arbeiten lernen müssen wie ich, dann könnte man sie für etwas brauchen.

Die hat das ein wenig ins Positive gedreht.

Ja. Also das war eine gute Zeit gewesen im Spital, wirklich also. Da muss heute schon weiss nicht wie, jemand etwas gelernt haben, bis sie dann solches machen können, wie ich es machen konnte. Wenn dann die Oberschwester wieder einmal den Apothekerschrank_ oder ihre Apotheke, die sie hatte, putzen musste, da nahm sie, da nahm sie mich.»[606]

Auf solche bewältigungsfördernde persönliche Anerkennungsverhältnisse kann kein direkter Einfluss genommen werden. Jedoch ist nicht nur die persönliche Anerkennung wichtig für die Betroffenen, sondern auch die gesellschaftliche. Mit gesellschaftlicher Wertschätzung bezeichnen Müller und Maercker den erweiterten sozialen Kontext. Dies sind «Personen der weiteren Umgebung (z.B. am Arbeitsplatz, Nachbarn) und die Öffentlichkeit (lokale Persönlichkeiten, Geistliche, Medien)».[607] Sie betonen, dass im günstigsten Fall «die gesellschaftlichen Reaktionen wertschätzend und unterstützend sind»[608] und nicht ignorant, zurückweisend und beschuldigend.

Auch Lazarus und Folkman machen in ihrem Modell auf den Einfluss der Umwelt aufmerksam. Sie sagen, dass eine ineffiziente Bewältigung nicht immer auf individueller Ebene begründet werden kann, sondern dass gerade jene Anpassungsprobleme schwierig zu bewältigen sind, die ihren Ursprung in sozialen und ökonomischen Strukturen haben.[609] Das heisst, dass Personen, die von ihrer Umwelt – aus welchen Gründen auch immer – diskriminiert und als minderwertig befunden werden, keine gelingende Bewältigung leisten können, wenn sich das Umfeld nicht zu ihren Gunsten verändert.

Im konkreten Fall bedeutet dies, dass die Betroffenen – die nicht durch individuelles Fehlschlagen, sondern aufgrund gesellschaftlicher Strukturen zu Pflegekindern wurden – ohne die gesellschaftliche Anerkennung keine erfolgreiche Bewältigung leisten können. Die Umwelt muss sich so weit ändern, dass sich die Diskriminierung und der Druck auf die Betroffenen verringern oder gar verschwinden, damit eine Bewältigung stattfinden kann.

Zusammenfassung

Nachdem im Kapitel «Belastende Erlebnisse» aufgezeigt worden ist, dass die Ohnmachtsgefühle und die Abwertungen sowie die fehlenden sozialen Beziehungen während der Fremdplatzierung am stärksten belasteten, wurden die Folgen dieser besonderen Umstände für das Bewältigungsverhalten der Betroffenen in Verbindung mit dem Modell von Lazarus diskutiert.

Es zeigt sich, dass die Betroffenen oftmals nur ein eingeschränktes Bewältigungsvermögen aufweisen. Die erlebte Hilflosigkeit und die als unveränderbar eingeschätzte Situation führen oftmals zu einer Anpassung der Person an die Umwelt oder zu einem Vermeidungsverhalten, welches nicht zur Lösung des zentralen Problems beiträgt. Wie das Konzept der Kompetenz gezeigt hat, wirken sich solche Erfahrungen negativ auf das Bewusstsein der Selbstwirksamkeit aus. Eben-

falls wird das Selbstbewusstsein durch die andauernde Abwertung und Diskriminierung geschwächt, wie anhand der beigezogenen Identitätskonzepte deutlich wird. Dieser Verlust an Kompetenzerwartungen und Gestaltungsvermögen verhindert, dass die Betroffenen später im Leben die gewachsenen Handlungsspielräume wahrnehmen und nutzen können, weshalb vielfach die in der Kindheit erlernte Bewältigungsstrategie aufrechterhalten wird.

Auf individueller Ebene ist in erster Linie von Bedeutung, dass sich bei Pflegekindern kein Gefühl der Ohnmacht einstellt, was einerseits durch die Stärkung sozialer Beziehungen ausserhalb der Pflegefamilie und zu Bezugspersonen auf behördlicher Seite ermöglicht werden kann. Dadurch werden die umfassende Abhängigkeitssituation des Pflegekindes von den Pflegeeltern abgeschwächt und seine Ressourcen gestärkt. Andererseits kann auf behördlicher Ebene durch die Schaffung von Partizipationsmöglichkeiten dem Gefühl der Ohnmacht direkt entgegengewirkt werden, was sich sowohl während der Pflegezeit wie auch im Erwachsenenalter positiv auf das Bewältigungsverhalten auswirken kann.

Um eine erfolgreiche Bewältigung der Fremdplatzierung zu begünstigen, müssen aber neben den individuellen Faktoren auch die gesellschaftlich-strukturellen berücksichtigt werden. Die Betroffenen litten und leiden nicht nur unter den direkten Abwertungen ihrer Pflegeeltern, sondern auch unter den gesellschaftlichen Diskriminierungen, denen sie besonders im Kindesalter, aber auch später aufgrund der andauernden Tabuisierung der Fremdplatzierungspraxis, ausgesetzt sind. Gründet ein Teil ihrer Belastungserfahrung auf den gesellschaftlichen Diskriminierungen, so sind diese aufzuheben und die teilweise schweren Schicksale der Betroffenen durch die historische Aufarbeitung zu enttabuisieren und anzuerkennen. Entsteht die zu bewältigende Belastung durch ein Ungleichgewicht zwischen den Anforderungen der Umwelt und den Bedürfnissen der Person, so müssen auf beiden Seiten günstige Bedingungen geschaffen und gefördert werden, damit eine erfolgreiche Bewältigung stattfinden kann.

Konklusion

In diesem Teil des Buches stand das subjektive Erleben der Fremdplatzierung aus Sicht der Betroffenen im Zentrum. Über die Analyse der Interviews konnten sowohl zentrale belastungserzeugende Aspekte einer Fremdplatzierung identifiziert

als auch Hinweise für bewältigungsfördernde Elemente gewonnen werden. Unter Berücksichtigung anderer Studien über Pflege- oder Heimkinder erfolgt an dieser Stelle eine Zusammenfassung der wichtigsten Resultate und Erkenntnisse.

Im ersten Teil der Interviewanalyse konnte aufgezeigt werden, wie sich die Sinnzuschreibungen betreffend der Fremdplatzierung auf die Bewältigung auswirken. Verständnis für den Entscheid und für die Notwendigkeit einer Fremdplatzierung wirkt sich dabei positiv auf den Verlauf der Bewältigung dieses Lebensereignisses aus. Damit sich bei den Betroffenen nicht das Gefühl des Verstossenwerdens einstellt, muss «der Grund für die Fremdplatzierung für das Kind rational begründbar und einsehbar sein».[610] Je früher und je besser es gelingt, diesen Bruch im Lebenslauf zu verstehen, desto weniger negative Auswirkungen behindern die Bewältigungs- und, damit einhergehend, die Identitätsarbeit: «Nur Pflegekindern, welche die erfahrene Diskontinuität ins eigene Selbst integrieren konnten und mit ihrer Situation, ein Pflegekind zu sein, zufrieden sind, gelingt eine sichere *Identitätsbildung*.»[611]

In Zusammenhang mit dem Verständnis für die Fremdplatzierung steht auch das Wissen über die eigene Herkunft. Viele der Betroffenen haben nie die ausschlaggebenden Gründe für ihre Fremdplatzierung erfahren, was das Verstehenkönnen dieser Erfahrung erheblich erschwert und zu einer lebenslangen Belastung werden kann. Durch das Zurückhalten dieser Informationen wird verhindert, dass ein Verständnis von sich selbst entwickelt werden kann und die Betroffenen sich «als kontinuierliches und ganzheitliches Wesen begreifen»[612] können. Denn «die Fragen nach den biografischen ‹Wurzeln› und intergenerationellen Verflechtungen stellen in der Lebenspraxis ein relevantes Thema dar, das auch noch im Erwachsenenalter wichtig sein kann».[613]

Im zweiten Teil wurden durch die Analyse von Schilderungen konkreter Erlebnisse und Situationen die spezifischen traumatisierenden Elemente während der Fremdplatzierung herausgearbeitet. Dabei zeigte sich, dass das Erleben von Ohnmacht und Abwertung sowie das Fehlen von sozialen Beziehungen als besonders belastend empfunden wurden.

Die Pflegekinder sind vielfältigen Formen von Abwertung ausgesetzt. Die erste und grundlegende Abwertung erfahren sie durch die Gesellschaft und das Herausfallen aus der Norm, dass Kinder in der Regel bei den leiblichen Eltern aufwachsen. Pflegekinder begreifen sich deshalb als Sonderfall, als Kinder aus einer von der Gesellschaft als gescheitert betrachteten Familie. In den verschiedenen Studien zu Pflegekindern wird dies als wichtiger Punkt herausgearbeitet. Wenn

die Eltern der Pflegekinder als minderwertig oder unfähig betrachtet werden, weil sie es – aus welchen Gründen auch immer – nicht geschafft haben, für die Familie zu sorgen, dann hat dies «gravierende negative Folgen für das Selbstbild der Kinder, ihre Zukunftsperspektive und ihre Interpretation ihrer Vergangenheit».[614] Deshalb ist es wichtig, dass sowohl von behördlicher Seite als auch von den Pflegeeltern die leiblichen Eltern voll anerkannt und akzeptiert werden, damit das Kind seine Familienidentität bewahren kann, ohne sich dadurch minderwertig zu fühlen.[615] Aus der Interviewanalyse zeigt sich deutlich, dass die Pflegekinder aufgrund ihrer Herkunft aus einer «gescheiterten» Familie und der damit einhergehenden Abwertung und Stigmatisierung sowohl latent von der Gesellschaft diskriminiert wurden als auch konkret und ständig im Pflegefamilien- und Schulalltag.

Wurden die Verdingkinder vor allem aufgrund der Armut oder der Unehelichkeit der Eltern diskriminiert, so wird heute das «Scheitern» einer Familie eher über erzieherisches «Versagen» definiert, wie sich in einem Interview mit einer Sozialarbeiterin zeigt. Sie antwortet auf die Frage nach den häufigsten Gründen, die zu einer Platzierung führen: «In diesen Familien fehlen Strukturen, die Erziehungsfähigkeit ist den Eltern abhanden gekommen, und den Kindern werden keine Grenzen gesetzt.»[616]

Ein weiteres wichtiges Ergebnis ist die Feststellung, dass sich die Betroffenen in einer ohnmächtigen Situation befunden und dementsprechend gefühlt haben. Grundsätzlich wird in allen Studien über Pflege- und Heimkinder die besondere Abhängigkeitssituation thematisiert. Im Umgang mit Pflegekindern muss es das «Ziel aller Bemühungen» sein, «die Ohnmachts- und Überwältigungsgefühle und die Desorientierung des Kindes [...] zu mildern».[617] Besonders negativ äussern sich die Ohnmachtsgefühle bezüglich des Bewältigungsvermögens im späteren Leben. Das Inkompetenzempfinden kann das Selbstbewusstsein sowie das Vertrauen in die Selbstwirksamkeit nachhaltig negativ beeinflussen, was wiederum die späteren Verhaltensmuster negativ prägt.[618] Die Herausbildung von «Selbständigkeit, Eigenverantwortung und Selbstvertrauen» gelten als «wesentliche Grundlage für eine positive Lebensbewältigung».[619]

Die Herausbildung von Identität gilt als generelles Entwicklungsziel von Kindern und Jugendlichen. Durch die erlebten Abwertungen und Ohnmachtsgefühle sowie durch das fehlende Wissen über ihre Herkunft und die daraus folgenden Schwierigkeiten ist es für Pflegekinder schwieriger, die Fremdplatzierung sinnvoll in die eigene Lebensgeschichte zu integrieren und somit eine positive Identitätsbildung zu erreichen. Durch Information während der Fremdplatzierung wie

auch danach kann das Identitätsempfinden der Betroffenen gefördert werden. Durch Partizipation an Entscheidungsprozessen kann das Ohnmachtsgefühl verringert und gleichzeitig das Kompetenzempfinden gestärkt werden. Dadurch verbessert sich schliesslich auch das Bewältigungsvermögen der Betroffenen. Zur Bewältigung tragen auch in entscheidendem Mass unterstützende Beziehungen bei. Werden insbesondere Freundschaften während der Kindheit und Jugend gefördert, so können sich durch die Nutzung von «Freiräume[n] und die Ermöglichung von Experimenten in ausserfamilialen Räumen»[620] die Abhängigkeits- beziehungsweise Ohnmachtsgefühle verringern. Zudem kann im Umgang mit Gleichaltrigen die Ausbildung von Selbstvertrauen gefördert werden.

Nicht nur auf dieser individuellen Ebene, sondern auch auf gesellschaftlicher Ebene kann das Bewältigungsvermögen der erwachsenen Betroffenen günstig beeinflusst werden, konkret über die gesellschaftliche Anerkennung und die Enttabuisierung ihres Schicksals, das eng mit der damaligen Sozialpolitik verknüpft ist.

Personenübersicht

Name Kennziffer[621]	Jahrgang	Fremdplatzierung	Lehre/Ausbildung/ Arbeit	Familie
Alois G. GA7	1920	Mit 9 Jahren, von Behörde, 1 Platzierung	Hilfsarbeiter	Verwitwet, 4 Kinder
Ruedi N. NR21	1929	Mit 13, vom Vater, 2 Platzierungen	Holte in Handelsschule verpasstes Wissen nach, Lehre mit Meisterdiplom, Sigrist	Verheiratet, 6 Kinder
Willi B. BW232	1932	Mit 5 Jahren, 1 Platzierung	Gelegenheitsarbeiter, Lehre als Handwerker, selbständiger Handwerker	Aus erster Ehe 4 Kinder, Ehefrau gestorben, zweite Ehe wurde geschieden
Hannes F. FH70	1933	Mit 3 Jahren, von Behörde, 1 Platzierung	Lehre, danach Polizeischule	Verheiratet, 3 Kinder
Jakob R. JR77	1938	Mit 4 Jahren, von Behörde, unklare, aber hohe Anzahl von Platzierungen, auch in Heimen	Kriminelle Karriere, spätere Anstellung bei der Post	Zweimal geschieden, je 1 Kind von erster und zweiter Frau, jetzt mit dritter Frau verheiratet
Reto B. BR183	1943	Mit 2 Jahren, von Behörde, unklare, aber hohe Anzahl von Platzierungen	Abgebrochene Lehre als Psychiatriepfleger, Lastwagenfahrer, Tierbetreuer	Erste Ehe wurde als ungültig erklärt, aus zweiter Ehe 2 Kinder, Scheidung, lebt getrennt von seiner dritten Ehefrau
Gisela W. WG16	1928	Mit 4 Jahren, von Behörde, 2 Platzierungen (Familie/Heim)	Lehre als Verkäuferin	Verwitwet, 2 Kinder
Viola G. GV197	1934	Mit 7 Jahren, vom Vater, 2 Platzierungen	Bauernlehrjahr, Hilfsschwester	Verwitwet, 4 Kinder
Ida N. UN230	1941	Mit 6 Wochen, von Behörde, 1 Platzierung	Lehre in Chemiserie, Handelsschule, Geschäftsleitung	Ledig
Ruth S. SR78	1944	Mit 1,5 Jahren, von Behörde, 2 Platzierungen	Haushaltungslehrjahr, Hilfsschwester im Spital, Angestellte	Aus erster Ehe 2 Kinder, Scheidung, später zweite Heirat
Eliana D. DE92	1945	Mit 1 Jahr, von Behörde, 1 Platzierung, Adoption	KV, Krankenschwester	Aus erster Ehe 3 Kinder, Scheidung, aus zweiter Ehe 1 Kind
Regula S. SR126	1946	Mit 10 Jahren, von der Mutter, 2 Platzierungen	Welschlandjahr, Gärtnerlehre, Pflegeassistentin	Aus erster Ehe 2 Kinder, Scheidung, später zweite Heirat

Verding- und Heimkinder im Kanton Bern (1954)

Fotoserie aus Lützelflüh, Niederwangen und Wattenwil für eine Reportage in der «Schweizer Illustrierten Zeitung» von Walter Studer, © Peter Studer, Bern

Der «Hüttebub» hatte die Milch in die Dorfkäserei («Hütte») zu bringen – eine typische Tätigkeit fremdplatzierter Kinder.

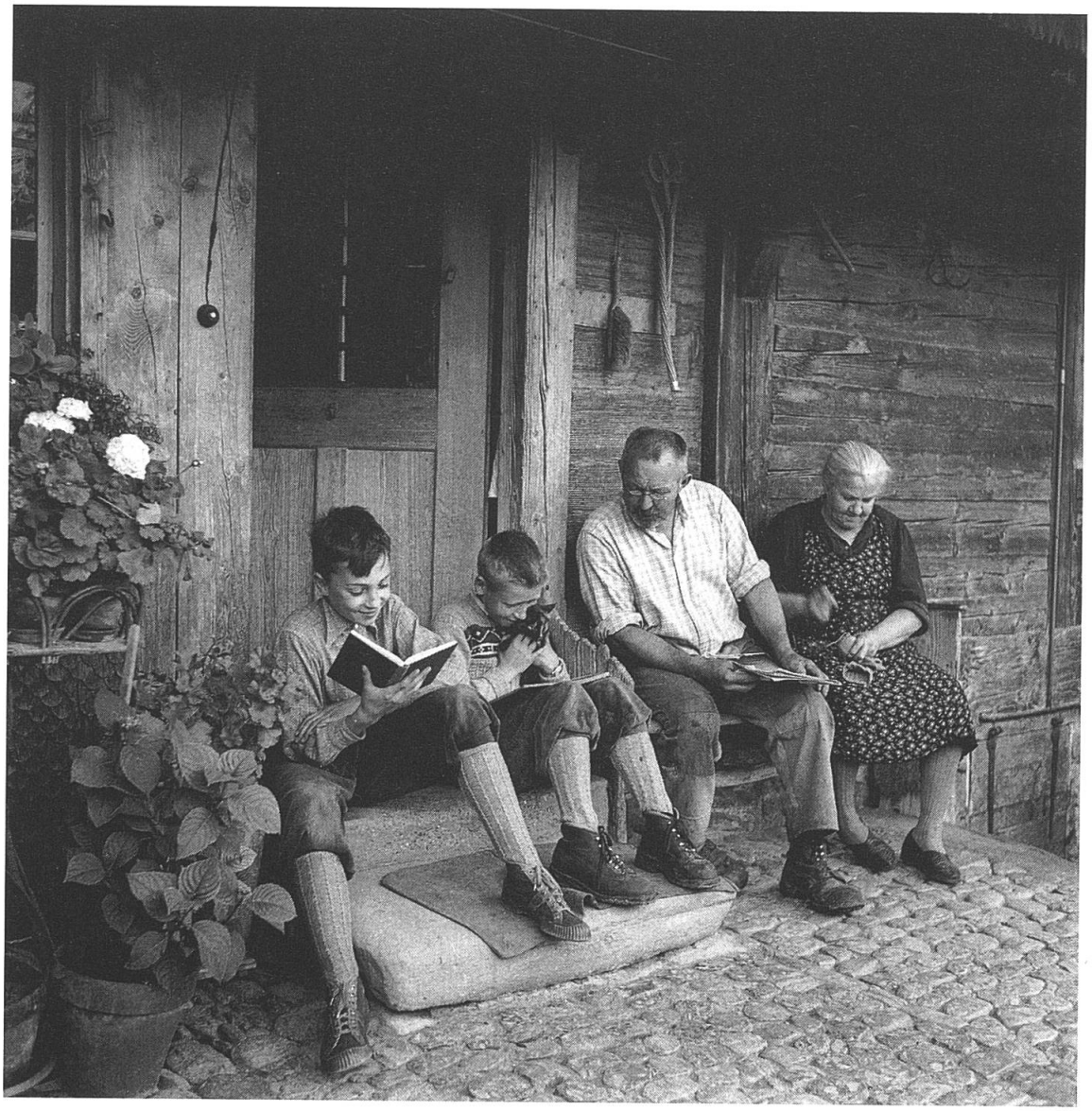
Am Rockzipfel der Pflegemutter. Die Kleider zeigen die ärmlichen sozialen Verhältnisse in dieser (Pflege-)Familie.

Mit zwei Jahren verlor das Mädchen die Mutter
und kam zu Pflegeeltern. Der Vater arbeitete
als Knecht auf einem Hof in der Nähe seiner Tochter.

Schulzimmer im Knabenheim «Auf der Grube»
in Niederwangen.

Heimkinder beim Jäten und auf der Heimkehr,

Dorneren, Gemeinde Wattenwyl.



In eher seltenen Fällen wurden zwei Pflegekinder
in derselben Familie untergebracht.

Freundschaft mit Tieren war für viele Pflegekinder wichtig und linderte nicht selten die fehlende emotionale Zuwendung.